© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

DIE DRITTE HALLSTATTSTUFE

IM GEBIET DER

ANTHROPOLOGISCHEN SEKTION

UND DIE

NEKROPOLE IN DER BECKERSLOH

VON

K. HÖRMANN

1925

NATURHISTORISCHE GESELLSCHAFT NÜRNBERG

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Diese Arbeit erscheint gleichzeitig unter dem Titel
Hörmann, Aus der Vorgeschichte der Heimat
im Verlag von
Lorenz Spindler Nürnberg

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

LIBRARY
NEW YORK
BOTANICAL
GARDEN

I

Die Jurahöhen im Nürnberger Hinterland waren in den frühesten Vorgeschichtsepochen nicht bewohnt und auch die übrigen Landschaften um Nürnberg waren es nicht. Abgesehen von zwei urzeitlichen Höhlensiedlungen, welche dem alten Abschnitt der geologischen Gegenwart, ihrer eiszeitlichen Hälfte, angehören und ungezählte Jahrtausende zurückliegen, ist die langwährende jüngere Steinzeit, die Neolithik, gar nicht vertreten und ebenso fehlen die Anfangsjahrhunderte der Metalle, der Anfang der Bronzezeit, den man zwischen 2500—2000 v. Chr. ansetzt.

Die Besiedlungsgeschichte beginnt mit einem Einzelgrab und Funden aus dem 18. vorchristlichen Jahrhundert; vom 16. an mehren sich die Fundstellen, sind aber immerhin dünn gesät und bleiben es, so lange die Bronze herrscht. Nicht viel anders ist es mit dem ersten Auftreten des Eisens, das von 1200 v. Chr. an, zunächst nur als Schmuckmetall, Eingang fand. Mit diesem Zeitpunkt beginnt, nach Prof. Dr. Reineckes Chronologie der Vorgeschichte, die für Süddeutschland sich allgemeiner Anerkennung erfreut, die „ältere Eisenzeit“ oder die Hallstattzeit, so benannt nach einer besonders ergiebigen Fundstelle oberhalb Hallstatt am gleichnamigen See in Oberösterreich. Sie ist nach Unterschieden in den Formen der Keramik und der Metallgeräte in vier Stufen A bis D gegliedert, mit H_1 H_2 H_3 H_4 bezeichnet sie der Fachmann. Aber weder von den Zeiten der Stufe A noch der von B, welche bis 850 v. Chr. reicht, kann man sagen, daß unsere Heimat „besiedelt“ war, wenngleich Menschen zu jenen Zeiten hier gelebt und einiges aus ihrer Hinterlassenschaft uns vererbt haben.

Die wirkliche Besiedlung unseres Landes hat um 850 v. Chr. eingesetzt mit Beginn der Hallstattstufe C, die jüngere Hallstattzeit nennt man sie gewöhnlich. Da zeigt es sich als Teilgebiet einer ausgedehnten Bevölkerung, die westwärts bis über den Rhein und diesen hinab gegen Holland, östlich bis Westungarn reichte, deren kultureller Einfluß aber noch darüber hinaus bis Bosnien und der Herzegowina sich geltend machte und auf der anderen Seite sich mit der Zeit selbst auf die iberische Halbinsel erstreckte. Die Alpen bildeten die Süd-, der Thüringer Wald die ungefähre Nordgrenze; aber auch über diese beiden Grenzen hinaus verloren sich die Kulturwellen der soweit verbreiteten, ganz Mitteleuropa beherrschenden Bevölkerung.

Die Hallstattleute waren ein in Stämme unterteiltes Volk, dessen Einzelgebiete Verschiedenheiten ausweisen in der Industrie, den Gebräuchen und dem Be-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

stattungswesen, Indogermanen der Abkunft nach, wahrscheinlich Illyrer-Raeter, örtlich wohl auch mit älteren Anwohnern oder Angrenzern gemischt.

Rund 150 Jahre, von 850 bis 700, herrschte eine einheitliche Kultur im geschlossenen Gebiet dieser Landmasse. Von 700 an treten stilistische Unterschiede so merkbar hervor, daß die folgenden Jahre bis 550 v. Chr. als Stufe D (H_4) typologisch unterschieden werden können. In manchen Gegenden ist letztere sehr reich und von der vorhergehenden recht verschieden entwickelt; an anderen Orten, beispielsweise bei uns zu Lande, wächst ersichtlicherweise Stufe C in D allmählich hinein und die Unterschiede sind gar nicht groß, im Totenkult überhaupt kaum angedeutet: die Bevölkerung gleichen Schlages hat nur einige neue Moden aufgenommen.

Im Verlauf der Stufe D schob sich eine wenig zahlreiche Bevölkerung anderer, sicher keltischen Abstammung von Westen ein, die erwähnten typologisch neuen Formen und ein anderer Totenkult macht sie kenntlich. Gegen Ablauf der Stufe D sind unsere Illyrer verschwunden, die Kelten aber blieben.

Inzwischen war weit im Westen unter südlichem Einfluß eine neue Kultur herangereift, der es bestimmt sein sollte, die hallstättische zu ersetzen. Man nennt sie nach einer Untiefe im Neuenburger See in der Westschweiz, die im dortigen Dialekt la Tène heißt und sehr viele Funde dieser Epoche geliefert hat, die Latènekultur oder die jüngere Eisenzeit. Sie ist gleichfalls in vier Stilgruppen gegliedert und reicht bis um die Zeit von Christi Geburt.

Die bei uns wohnen gebliebenen Hallstatt-D-Kelten übernahmen noch die Anfänge der Latènekultur. Aber nur schwache, wenige Zeugnisse besitzen wir von diesen Vorgängen, trotzdem der mächtige Ringwall auf der Houbirg in diesen Zeiten entstanden sein muß. Schon bald nach dem ersten Auftreten der Latèneformen verlieren sich für Jahrhunderte fast alle Anzeichen menschlicher Bewohnung und nur verschwindend wenige Spuren deuten an, daß die Gegend, sei es von streifenden Jagdtrupps oder durchziehendem Volk, wenigstens nicht ganz unberührt geblieben ist.

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich nur mit den mutmaßlichen Illyrern der Hallstattstufe C (H_3), die ein eigenartiger, komplizierter Totenkult bestimmt kennzeichnet. Er erlischt bei uns nicht mit Beginn der Stufe D wie anderwärts das typologische Schema der Geräteformen, sondern besteht fort vielleicht während deren ganzer Dauer. Die geringen Unterschiede in den Gerätetypen beider Hallstattstufen C und D bei uns zu Lande lassen es angängig erscheinen sie zusammenzufassen und bis gegen das Jahr 550 v. Chr. fortzuführen.

Die oben erwähnten gleichzeitigen nichtillyrischen, sondern keltischen Siedler der Stufe D, gering an Zahl im Arbeitsgebiet der Anthropologischen Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft, aber anderswo, an der Donau z. B., zahlreicher in wahrscheinlich geschlossener Volksmasse sitzend, schließe ich aus. Das Bestattungswesen liefert die Anhaltspunkte zu der bestimmenden Trennungslinie.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Die Jahrtausende haben die Männer jener Zeit unseren Blicken entschwinden lassen, sie sind nicht unsere Ahnen und nicht unseres Blutes, ob sie gleich derselben Wurzel lichtfarbener Nordlandvölker entsprossen sind. Sie bewohnten jahrhundertelang die gleiche Scholle wie wir, unsere Berge, Wälder, Auen bildeten die Bühne auch ihres Tuns, ihres Lebens, Leidens, Hoffens und Wollens und so ist eine Schilderung dieser fernen illyrischen Epoche heimatkundlich doch wohl berechtigt und möglich ist sie auch. Denn sie stellten nicht nur eine zahlreiche Volksgruppe von einheitlicher Abstammung dar, sondern besaßen eine leicht kennbare ansehnliche, in sich geschlossene Kultur, die weder vorher noch nachher gleich war. Ein Kulturanfang, der Beginn einer „Neuzeit" war es indessen doch nicht. Ihr Kulturabschnitt ist die zeitlich-lineare Fortsetzung und der Abschluß einer ähnlichen, vorausgegangenen Lebenshaltung und Lebensführung, nur auf etwas anderer ökonomischer Grundlage.

* * *

Die Kunde von Vorgängen, die vor Beginn der Geschichtsschreibung liegen, läßt sich ausschließlich den Bodenfunden entnehmen und diese sind entweder durch Zufall oder aus Nachlässigkeit oder mit Absicht in die Erde gelangt. Durch Zufall: verlorene Gegenstände, die als Einzelfunde an den Tag kommen oder versteckte Gegenstände, mitunter ganze Warenlager, die der Eigentümer nicht wieder an sich nehmen konnte, sog. Depotfunde. Aus Nachlässigkeit: die Leute hausten in ihren Wohnstellen über dem oder mitten im Unrat, der durch Häufung von Abfällen der Nahrung, der Arbeits- und der Lebensweise entsteht, „Kulturschichten" bildend und diesem unhygienischen Verhalten sind viele wichtige Aufschlüsse über das tägliche Leben zu verdanken. Die weitaus ergiebigste Quelle unserer Kenntnis vom vorgeschichtlichen Menschen aber bilden die absichtlich hinterlegten Gegenstände, welche den Verstorbenen ins Grab mitgegeben, seltener an Stätten der Verehrung, z. B. Quellen, hinterlegt wurden.

Von all den auf verschiedene Art in die Erde gelangten Dingen konnte sich nur das behaupten und ist auf uns gelangt, was dem Verderben widerstand, also Gegenstände aus unorganischen Stoffen und selbst diese nicht immer; Eisensachen z. B. zehrt mit der Zeit der Rost auf. Nur unter besonders günstigen Umständen ist ausnahmsweise Vergängliches erhalten geblieben, aber doch verdorben, in einem Zustand des Verfalles, der bei der Aufdeckung und Bergung die größte Vorsicht nötig macht und eine sorgfältige Konservierung erfordert.

Den ganzen materiellen Besitz des vorgeschichtlichen Menschen, den vollen Umfang seiner Kultur, alles was er aus Holz und sonstigen pflanzlichen oder tierischen Stoffen wie Leder, Wolle u. dgl. geschaffen hat und was naturgemäß den größeren Teil seines Besitzes ausmachte, die mehr oder mindere Kunstfertigkeit, die er dabei entwickelte, lernen wir gar nicht oder nur hie und da andeutungsweise kennen. Eine Sammlung prähistorischer Altertümer gibt deshalb immer nur einen schwachen Begriff vom Leben und Können des Vor-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at
zeitmenschen, besonders in unseren Breiten, wo die Natur mehr auf Zerstörung als auf Erhaltung hinarbeitet. Das ergibt sich in die Augen springend aus dem Vergleich mit ethnographischen Sammlungen selbst kulturell weit niedriger stehender Naturvölker der Gegenwart, deren Besitz und Können wir vollständig vor Augen haben. Rein äußerlich betrachtet, scheinen sie höher zu stehen und reicher zu sein, als die überlegeneren alten Vorläufer unserer Kultur es waren.

Prähistorische Sammlungen sind daher ohne ergänzende Worte eher unverdauliche als leicht zu genießende Schaustellungen. Sie illustrieren den Werdegang der Kultur und bergen das Beweismaterial für die Lehrsätze, welche die wissenschaftliche Forschung aufgestellt hat. Dies ist ihr hauptsächlichster Zweck, der noch über dem Lehrwert steht, aber nur dann erreicht werden kann, wenn sie die Sammelbecken eines größeren Gebietes sind. Nur als solche kommt die Bedeutung zur Geltung, ganz abgesehen von der besseren Gewähr für sachgemäße Behandlung der oft in äußerst fragwürdigem Erhaltungszustand anfallenden Gegenstände, Trümmer und Scherben. Ganz zu verwerfen ist das Sammeln dieser ehrwürdigen Reste in Privathänden und auch die Unterbringung in kleinen Ortsmuseen empfiehlt sich nicht; nach wenigen Jahren tritt der Verfall ein und bald gerät Fund und Fundstelle in Vergessenheit, wenn auch das Gesetz und dessen Hüterin, das Landesamt für Denkmalpflege dem entgegenarbeiten. Gerade so, wie man wertvolle geschriebene Urkunden aus geschichtlicher Vergangenheit in Kreisarchive zu retten trachtet, dürfen auch die Zeugen aus den Zeiten ungeschriebener Geschichte nicht einem zufällig und momentan daran Interessierten überlassen bleiben; denn jedes einzelne Stück ist ein unersetzlicher und nicht wie Naturobjekte wieder nachwachsender Gegenstand, auf den nur allein Volksgemeinschaft und die Wissenschaft ein Anrecht haben sollte.

Für das Nürnberger Heimatgebiet ist die Anthropologische Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft die staatlicher- und städtischerseits autorisierte Stelle, anscheinend die Besitzerin, in Wirklichkeit aber den gesetzlichen Bestimmungen und der eigenen Einsicht gemäß nur die Bewahrerin und Pflegerin der Gegenstände, welche die vorgeschichtlichen Zustände unseres Heimatlandes widerspiegeln und diesem als eigentlichen Besitzer erhalten bleiben müssen.

* * *

Vor allem wichtig ist das Verhältnis des Menschen zur Umwelt; jene waren in weit höherem Grade als heutzutage von der Landschaftsgestaltung abhängig, die in unserem Gebiet bekanntlich nicht durch eine einheitliche geologische Grundlage bedingt ist, sondern durch die Keuperformation im Westen und im Osten vom Juragebirg.

Die mit Sandsteinhügeln und kleinen Flußläufen gleichmäßig und etwas eintönig sich ausbreitende, flachwellige Keuperlandschaft charakterisiert in Nürnbergs Nähe das in Süd-Nordrichtung zwischen flachen Flußterrassen breitgedehnte Talgelände der Rednitz-Regnitz. Im Ostteil greift mit dem unteren

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Tal der Pegnitz der Keuper weit in den Jura hinein, der mit 150—200 m Höhe darüber liegt, ein Tafelhochland bildend, dem zahlreiche Höhenrücken und Bergkegel aufsitzen; der Oberlauf der Pegnitz durchschneidet, viele Bäche und Trockentäler durchsetzen und queren das vom Zahn der Zeit stark benagte Gelände.[1]

Diese zweifache Bodengestaltung verstärkt sich zu ausgesprochenem Gegensatz durch die Pflanzendecke: der Keuper überwiegend Waldland, die Juratafel, soweit sie nicht von sandigen und tonigen Bildungen überlagert ist, überwiegend waldfrei.

Die dichte Bevölkerung der Neuzeit hat im Keuperland von ihrer Ellenbogenfreiheit gegen den Wald reichlich Gebrauch gemacht; der Gegensatz ist dadurch gemildert. Ehedem machte er sich wuchtig geltend. Noch die Römer fanden dem Jura ein westliches Urwaldgebiet vorgelagert, dem sie ausweichen und ihren Limes in einem Knie an seinem Westrand von Gunzenhausen nach Walddürn und Miltenberg führen mußten, obwohl das eine um 20 Stunden längere Grenzlinie zu befestigen und zu besetzen nötig machte.[2]

Zwischen Römer- und Hallstattzeit liegt zwar eine gewaltige Spanne Zeit; da aber währenddem stets die gleichen klimatologischen Verhältnisse herrschten, so ist das Gesagte auch für die rückliegende Zeit gültig. Hieran hätte keines Menschen Hand, nur die höhere Gewalt der Natur etwas zu ändern vermocht. Ein solches Land ist sehr unwirtlich und über alle Maßen menschenfeindlich ist der Urwald. Ich hatte in Mittelschweden Gelegenheit, den Rand eines solchen zu betreten. Das ist nicht, was wir so obenhin unter „Urwald“ verstehen, ein besonders üppiger, dichter Wald, ein Bild gesundheitstrotzenden Lebens, nein, hier herrscht der Eindruck des Todes vor, der Armut, der Verkommenheit. Kümmerliches Stangen-, kränkelndes Jungholz neben vereinzelten Baumriesen, der Boden eine schwankende Decke von Moos und vermoderten Baumleichen, in die man knietief einsinkt und unter der gurgelnd ein Wasser rauscht. Riesige Ameisenhügel dazwischen, verdorrter Äste Gewirr und Gestrüpp, nirgend eine Stelle, der sich der Fuß sicher anvertrauen kann und ringsum trostloses Schweigen. Ebenso schildert Prof. Gradmann die vorgeschichtliche Waldlandschaft, besonders den Nadelholzwald. Dazu Flußwildnisse mit Altwassern und Tümpeln, Röhricht, Moor und Brüche; Gestrüpp von Weiden, Erlen, Eschen, Pappeln, Eichen: Auenwald und Eschenbruch an Bächen und Flußläufen.[3]

Die Richtigkeit dieser aus Vergleichen gewonnenen hypothetischen Bilder wurde durch die umfassenden, unlängst zu einem vorläufigen Abschluß gebrachten Arbeiten der Klima- und Bodenforschung bestätigt. Die von schwedi-

[1] Näheres hierüber bei H. Scherzer, Erd- und pflanzengeschichtliche Wanderungen durchs Frankenland. Lorenz Spindler Verlag Nürnberg.

[2] R. Gradmann, Der obergerm.-rät. Limes u. d. fränk. Waldgebiet; Petermanns Mitteilungen 45 1899 S. 57.

[3] Derselbe, Das mitteleurop. Landschaftsbild nach seiner geschichtl. Entwicklung; Hettner, Geogr. Zeitschr. 7. Jahrg. 1901 S. 361.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

schen Forschern im Norden begonnenen, von Gams und Nordhagen in Mitteleuropa weitergeführten Untersuchungen setzen sogar in den Stand, eine chronologische Gliederung des mehrfachen Klimawechsels und der Pflanzenverbreitung während der vorgeschichtlichen Zeiträume durchzuführen.[1] Danach ist ein Klimasturz konstatierbar, der mit Beginn der Hallstattstufe C, also um das Jahr 850 v. Chr. in Mitteleuropa mit feuchtem und besonders zu Anfang kaltem Klima einsetzte. Es ist die von den Schweden Blytt und Sernander „subatlantische Zeit" benannte Klimaperiode, die bis weit in die geschichtliche Zeit anhielt. Sie äußerte sich in erneutem Vorrücken der Gletscher, vermehrter Wasserführung aller Orten, Ansteigen der Seen, Moorbildung mit Sphagnetumtorf, Rückgang der Nord- und Höhengrenze vieler Pflanzen und Tiere und was sonst noch mit einer klimatologischen Verschlechterung zusammenhängt.

Das war in der vorausgegangenen Bronzezeit und noch früher einmal anders und besser gewesen; da waren die der Nacheiszeit entstammenden Moore ausgetrocknet, mit Föhrenwäldern und Heiden bedeckt, die Seespiegel gesenkt, die Waldgrenzen in größere Höhen gerückt, auf der Juratafel herrschte die Steppe, ein Klimaoptimum allerwegen, das einen Gürtel von ständigem Hochdruck über Mitteleuropa anzunehmen zwingt; „subboreale Zeit" nennen sie Blytt und Sernander.

Unter den Gesichtspunkten wechselnder klimatischer Verhältnisse ist die Besiedlung zu betrachten. Soweit archäologisch beglaubigte Funde vorliegen, stehen sie im Einklang mit Resultaten der postglazialen Geologie und Pflanzengeschichte, gestatten nun aber auch, die kleinen lokalen Schattierungen in den hypothetisch gewonnenen Überblick einzutragen. Dazu sind genaue Fundortsangaben und chronologisch gut bestimmte Funde notwendig; aber diese beiden Bedingungen bleiben leider recht häufig ein frommer Wunsch. In der Westhälfte des Gebietes, zwischen Ansbach und Neustadt a/Aisch, liegen und lagen viele Nekropolen. Man kann vermuten, daß sie zu einem großen Teil der Hallstattzeit angehören, aber feststellbar ist es nicht mehr. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich ihrer ein ganz unmethodischer Forschungstrieb bemächtigt und sie des Inhalts beraubt; er ist verschollen und verloren.

Noch weitgehender als dort aus Unkenntnis wurden in der Fränkischen Schweiz die Bodenaltertümer zerstört. Es besteht Grund zu der Annahme, daß dort zur Hallstattzeit und auch vorher schon eine dichte Bevölkerung saß; aber ihre Hinterlassenschaft wurde des geringfügigen Erlöses wegen gewerbsmäßig geplündert, und das hat fortgedauert, bis kein unversehrter Hügel, keine unberührte Höhle noch Felsvorsprung übrig blieb; das 1908 erlassene Denkmalschutzgesetz kam ein Menschenalter zu spät. Organisator des blühenden, von den Kurgästen angeregten Handels mit Bodenaltertümern war der bekannte,

[1] Gams u. Nordhagen, Postglaziale Klimaänderungen u. Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa; Mitteilungen d. Geogr. Gesellsch. München 16 1923 2. Heft.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

originelle Hans Hösch auf der Neumühle bei Rabenstein; die Bronzen, welche er nach und nach oft für wenig Geld nach auswärts verkaufte, sollen sich, wie es heißt, im Lauf der Zeit auf Zentner belaufen haben. Und in der Oberpfalz war es nicht besser; man lese nur die durchaus nicht übertriebene offizielle Darstellung des Historischen Vereins in Regensburg.[1]

In diesem Zusammenhang — um auch dies zu erwähnen — darf gleich auch auf den Schaden hingewiesen werden, welcher der Wissenschaft durch den Pflug und die bessere Ausnützung des Bodens seitens der Landwirtschaft unbeabsichtigt erwächst. Bestenfalls gelangen Bruchteile, in ihrer Vereinzelung nahezu wertlose Bronzeringe, ein vom Rost entstelltes Stückchen Eisen in ein Museum; die für die Zeitbestimmung unter Umständen besonders wichtigen Scherben gehen in der Regel ganz verloren. Nicht selten sind gerade solche vom Zufall der Vernichtung überantworteten Hügel überreich an Funden. Das berühmte „Reitergrab im Hirgast" bei Thalmässing z. B., das nach der Versicherung des in Fachkreisen bekannten Prähistorikers Bader Ellinger in Alfershausen Unmengen von Bronze enthielt. Die Kleinsachen, Geschirrbeschläge, Nägel, Knöpfe warf der über so viel Unrat in seinem Acker ärgerliche Bauer korbweise in die Dungstätte; später fischte man sie so gut man konnte wieder heraus und es ist einiges davon in Museen gelangt. Prof. Mehlis erwähnt nach Hörensagen vom Reiter aus diesem Grab Helm, Pferdeknochen, prächtige Gehänge, Panzerhemd (?), Lederkoller (?).[2] Welche Fülle von Beobachtungen über die oft noch rätselhafte Bestimmung der Gegenstände, die Bestattungsform, vielleicht auch über die Tracht ist damit verloren gegangen!

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, wenn das Wissen selbst von der Zeit der stärksten Besiedlung unserer Heimat so sehr lückenhaft ist und es auch immer bleiben wird.

* * *

Die spärliche Besiedlung während der älteren Bronzezeit im Ostteil unseres Gebietes — und nur über dieses sind wir aus den dargelegten Gründen einigermaßen unterrichtet — hat ihren Gräbern nach zu urteilen die Höhen der Juratafel aufgesucht, die unter dem Einfluß des damaligen Klimas eine Steppe bildete und wildreich gewesen sein muß; die Annahme, daß in der Nähe dieser Gräber und der dazugehörigen Siedlungen gute Jagdgründe gelegen waren, ist berechtigt.

Zur jüngeren Bronzezeit (1400—1200 v. Chr.) dagegen und in der frühen Hallstattzeit (1200—1000, bezw. bis 850 v. Chr.) lagen die Siedlungen im Tal: in der Ebene bei Henfenfeld, im Hirschbühl bei Altensittenbach-Hersbruck, in der Mögeldorfer Sandgrube, im Nürnberger Racknizgarten, in Fürth an der Lehmus-Hardtstraße; mit Ausnahme des Racknizgartens alle in den niedersten

[1] Zum Schutze der prähistor. Altertümer in d. Oberpfalz LIV. Bd. d. Verhandlungen d. histor. Ver. 1903.

[2] Archiv für Anthropologie 1884 15. Bd. S. 305.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Flußterrassen unmittelbar am Ufer, recht eigentlich im Hochwassergebiet. Es war dies, wie wir jetzt wissen, die Hochperiode der Trockenheit, und da wird es verständlich, daß die wenig zahlreiche Bevölkerung, die nicht ausschließlich von der Jagd lebte, sondern aus Bauern bestand, die unmittelbare Nachbarschaft des Wassers vorziehen lernte.

Dann folgt die Besiedlung mit dem Volk der Hallstattstufe C, ebenfalls Bauern, ob Nachkommen der vorigen oder neuzugewanderte, das läßt sich noch nicht unterscheiden; wahrscheinlicher ist das Letztere. Der Klimawechsel setzt ein und wieder steigen die Leute auf die Höhen, wo eine gute Schafhut winkt und die Äcker nicht im Grundwasser ersaufen. Die Talsiedlungen verschwinden größtenteils; aber die Bevölkerung ist zahlreich, nicht alle haben Platz auf dem nicht sehr fruchtbaren Tafelland, und sie sieht sich genötigt, auch die waldfreien Oasen aufzusuchen, die in den Urwäldern eingestreut sind. Man könnte an Rodungen denken, und es ist nicht ausgeschlossen, daß mancher besiedelte Fleck damals dem Wald abgetrotzt wurde.[1] Eine solche, mit den Hilfsmitteln jener Zeit schwer zu bewältigende Arbeit war aber wahrscheinlich gar nicht nötig; das Studium der postglazialen Geologie lehrt, daß die Natur selbst dem Wald Schranken setzt, vor denen er haltmachen muß.

Die Staubstürme der nacheiszeitlichen Steppenperiode haben manchenorts eine Bodenart zur Ablagerung gebracht, die sich als Löß verfestigt hat. Sie ernährt eine eigenartige Vegetation, die als „Steppenflora" ihre Selbständigkeit bis zur Gegenwart behauptet. Dem Löß weicht der Wald aus; er findet sich im Windsheimer Gau,[2] bei Weinzierlein im Bibertgrund, bei Marloffstein, bei Heroldsberg, und alle diese Gelände waren von jeher waldfrei, boten demgemäß Siedlungsmöglichkeiten, die sich z. T. auch ausgenutzt finden.

Wüßten wir, welcher Zeit die ausgeraubten Hügel im Keuperland angehört haben, ob der Bronze-, Hallstatt- oder Latènezeit, dann ließe sich auch feststellen, was jeweils Wald und was offenes Land gewesen ist. Denn auch andere Umstände, über welche wir heute noch nicht unterrichtet sind, haben an manchen Orten den geschlossenen Wald gelichtet. Kalk- und Lehmböden z. B. begünstigten während der trockenwarmen Periode eine Steppenbildung, in der sich „die sonnenliebende Steppenheide ausbreiten konnte". Von diesen Waldlücken hat der Mensch Besitz ergriffen, „in diesen offenen Landschaften hat er sich festgesetzt und seine Kulturflächen gegen den wieder vordringenden Wald behauptet", so daß die vorgeschichtliche Waldverteilung manchenorts der heutigen nahegekommen sein wird.[3]

[1] Den vorgeschichtlichen Menschen hält man für gewöhnlich mangels geeigneter Werkzeuge außerstand zu größeren Rodungen. Und doch haben die Pfahlbauern Großes geleistet! Nur allein der Pfahlrost der Station Bodmann im Bodensee bestand aus nicht weniger als 61 500 Pfählen, d. h. ausgewählten Baumstämmen und andere der Hunderte von Pfahldörfern waren noch größer. Reinerth, Pfahlbauten am Bodensee S. 17.

[2] Hierzu s. Scherzer, Erd- u. pflanzengeschichtl. Wanderungen durchs Frankenland I. Teil S. 69. Der Botanische Verein Nürnberg hat dort ein kleines Pflanzenschutzgebiet errichtet.

[3] R. Gradmann, Die postglazialen Klimaschwankungen Mitteleuropas; Hettner Geogr. Ztschr. 30 1924 S. 248.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Die Hallstattkultur hat bei uns keine tieferen Eingriffe im Landschaftsbild hinterlassen, keine Ruinen größerer Bauwerke, keine Reste von Verkehrs- oder umfangreichen Wehranlagen, wie einige Jahrhunderte später die Latèneleute auf der Houbirg, dem Walberla, dem Staffelberg. Sie hat noch Teil am Unvermögen aller Jugendvölker, die nicht in der Lage sind, der Natur irgendwie einen Stempel aufzudrücken. Aber schon neigt die völlig geschichtslose Zeit Europas ihrem Ausgang zu, eine Menschheitsentwicklung von ungeheuerer Dauer zum Abschluß bringend. In diesem Sinne ist die Hallstattperiode eine Art kultureller Alterserscheinung, eine Zeit des Stillstands und der Reife, eine Episode sterbenden Völkerlebens, der nach langen Zeiträumen ein neuer Völkerfrühling, das Jugendstadium einer anderen Menschheitsseele folgt.

* * *

Nur die Gräber geben Aufschluß über die Siedlungsdichte sowohl, als über die ungefähren Sitze der Bewohner. Wo die dazu gehörigen Dorfschaften belegen waren, ist daraus nicht zu entnehmen. Ebensowenig sind bisher Wohnstätten angetroffen worden, obwohl viele Fundstellen in der Fränkischen Schweiz, den Gegenden von Sulzbach und Thalmässing als Andeutungen solcher zu betrachten sind. Darin war Dr. Frickhinger in der Umgebung Nördlingens glücklicher.[1] Von dort und anderwärts ist bekannt, daß verschiedene Haustypen vorhanden waren: rundliche und viereckige Hütten, viereckige und kreisrunde Wohngruben. Letztere mögen in unserem Gebiet wohl auch vertreten sein, zahlreich z. B. bei Heuchling-Birtl; aber es ist schwierig, Genaueres festzustellen, denn selten nur hat eine Grabung in den Gruben irgendeinen Erfolg. Wahrscheinlich sind die heutigen Ortschaften auf den alten Siedlungen angelegt, so daß deren Spuren längst verwischt sind.

Nicht überall werden die Gehöfte der Hallstattleute so geräumig und stattlich gewesen sein, wie Prof. Schumacher eines von Neuhäusl im Westerwald schildert: „Es hatte in seinem erweiterten Umbau 30 × 28 m und besteht aus mehreren Wohn- und Wirtschaftsgebäuden um einen Wirtschaftshof, ganz nach italischer Art, mit Vorhallen, Herd- und Kellergruben, Zisternen usw. Die Dächer waren mit leicht vergänglichem Material, Stroh, Ginster usw. abgedeckt. Die Pfostenlöcher lassen auf große und sorgfältig bearbeitete Balken schließen; die Lehmbrocken mit Ruteneindrücken beweisen Riegelwände mit Lehmfachwerk, ihr teilweises Fehlen Spaltholzwände. Der Wandverputz ist geglättet, die Tennen sind aus feinem Bimssand hergestellt. Die langen Hallen, Ställe, Scheunen und Remise lassen keinen Zweifel, daß es ein richtiger Bauernhof war", der inmitten eines größeren Dorfes lag. Das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz, dessen Direktor diese anschauliche Beschreibung gibt,[2] fertigt kleine Modelle des Gehöftes, die sehr lehrreich sind; aber die Nürnberger Sammlung ist leider nicht im Besitz eines solchen.

[1] Eine Wohnstätte d. früh. Hallstattzeit auf dem Spitzberg b. Appetshofen, 5. Jahrb. d. Histor. Ver. f. Nördlingen u. Umgebung 1916 S. 11.

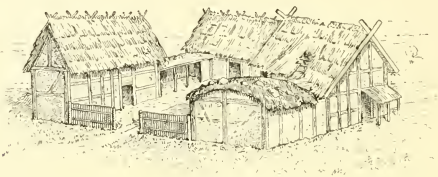
[2] Schumacher, Siedelungs- u. Kulturgesch. d. Rheinlande I S. 110.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Vereinzelt waren Gehöfte dieser Art keineswegs, denn auch das in der Wasserburg Buchau im Federseemoor bei Schussenried aufgedeckte Gehöft zeigt die gleiche Anlage.[1]

Funde in Höhlen lehren, daß auch diese gern zum Obdach gewählt wurden; sie dürften jedoch mehr vorübergehend kleinen Streiftrupps auf der Jagd zum Aufenthalt gedient haben oder als Zufluchtsorte bei feindlichen Überfällen, wie so oft noch im Lauf der späteren Geschichte. Bestattungen sind zu dieser Zeit in Höhlen selten.

Zum Bau der Häuser und Hütten verwendete man nur Holz, Lehm und Stroh oder Schilf. Mit groben Steinsetzungen konnten die Leute zwar umgehen, das beweisen die umfangreichen, aus Steinen oft erstaunlich fest geschichteten Grabhügel. Aber der Lebende wohnte in Lehmhäusern und -hütten, Steinbauten



Gehöft von Neuhäusl
Nach einem Modell des Röm.-German. Zentralmuseums in Mainz

kamen erst viele Jahrhunderte später in nachrömischer Zeit auf. Städte gab es nicht, die Sippen wohnten in Dorfschaften; doch werden reiche Bezirke, wie einer um die Zant bei Neukirchen den Funden nach sich ausweist, einen eigenen Namen getragen haben und weithin bekannt gewesen sein.

Der nachbarliche Zusammenhalt, vielleicht sogar der Verkehr unter den einzelnen Dorfschaften oder Sippen mag von geringer Bedeutung gewesen sein, vielleicht standen sie sich öfter feindlich als freundlich gegenüber, wie das in der Natur zersplitterter Siedlungen liegt und wie sich erfühlen läßt aus der zusammenhangslosen Hinterlassenschaft nächstbenachbarter Nekropolen, die nicht selten ihre Seitenstücke in Ornamenten und Industrie bald in ungarischen, in böhmischen, württembergischen, rheinischen, ja südfranzösischen Funden haben, während sie im Nachbargebiet oft gänzlich fehlen.

Aber wenn wir auch zwischen den Nachbarsippen Vereinsamung mehr als Berührung wahrnehmen, so geht doch aus der oft weit entfernten Wiederkehr

[1] Urgesch. Forschungsinstitut Tübingen: Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland d. Vorzeitmenschen S. 63.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gleicher Erscheinungen die imposante Einheit der gleichartigen Kultur in dem großen Ländergebiet deutlich hervor.

Handelswege gab es sicher, einige Überlandwege von Süd nach Nord sind schon für eine weit ältere vorgeschichtliche Zeit als die hier in Rede stehende in ihrem ungefähren Lauf bekannt (Montelius), führten aber nicht durch unser Gebiet. Der Verkehr ging über die Höhen und folgte möglichst den Wasserscheiden. Von „Straßen" läßt sich wohl nicht reden, die Fernwege waren kaum etwas anderes als Saumpfade, nicht von Menschenhand und absichtlich angelegt, sondern Bahnen, die sich die Durchziehenden im Lauf der Zeit gebrochen hatten und die der wahrscheinlich bescheidene Verkehr offen hielt. Wagen kamen für weite Strecken nicht in Betracht, obwohl es solche gab, und so brauchten die Wege auch nicht breit zu sein, selbst die nachmaligen Römerstraßen waren mit ihrer nur 3,5 Meter breiten Fahrbahn noch schmal und nur für Reiter und Tragtiere, nicht für Wagen berechnet. Winkelmann ist es gelungen, eine Anzahl nordsüdwärts gerichteter Straßen aufzufinden, die schon vor Römerzeiten vorhanden gewesen sein können; aber wie er in seiner schönen Arbeit über die vorrömischen und römischen Straßen in Bayern zwischen Donau und Limes[1] selbst sagt, mußte leider bei der lückenhaften Erhaltung der älteren Linien nur allzuoft an Stelle noch vorhandener Überreste lediglich die Wahrscheinlichkeit der Führung als Beweis angerufen werden, und so läßt sich auch nur vermuten, daß ihrer einige schon zur Hallstattzeit begangen waren. In anderen Gegenden kennzeichnen Depotfunde den Verlauf der Handelswege; aber in unserem Gebiet sind sie noch nicht in dazu hinreichender Zahl zum Vorschein gekommen.

Sicher ist, daß noch kein Fluß durch eine Brücke unterjocht war. Die sumpfigen Täler mit vielen Altwassern, die Flüsse und Bäche, ließen nicht überall ein Überschreiten zu, augenfällig mußte daher die Bedeutung der Furten sein. Bei Hochwasser hatte man — und auch in sehr viel späterer Zeit noch — am Ufer zu warten, bis der Übergang möglich war.

Schelche, Einbäume, beim Fischfang und als Fähren für Personen gebräuchlich, waren bekannt, gelegentlich wird auch einer aus Flußbetten ausgebaggert; ein solcher vielleicht vorgeschichtlicher Fund ist im Germanischen Museum aufbewahrt; freilich, zu welcher Zeit er als Fahrzeug gedient hat, das ist ihm nicht anzusehen.

Wagenreste finden sich nicht allzu selten in den Gräbern dieser Zeit als Leichenbeigaben; die in der Regel mit Bronzeblech beschlagenen Radnaben, die schmalen Eisenbänder der Radreifen weisen auf zierliche Prunk-, nicht auf schwere Lastwagen hin. Daß aber den Hallstattleuten schwere, vierrädrige Wagen nicht fehlten, kann man den roh eingeritzten Darstellungen zweispänniger Wagen

[1] Sonderabdr. a. d. XI. Bericht d. röm.-german. Komm. 1918/1919, Sammelbl. d. Histor. Ver. Eichstätt 34 1919 S. 4.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

auf Tongefäßen aus Grabhügeln von Ödenburg in Ungarn und sonst[1] entnehmen. Der Mangel an gebahnten Straßen läßt sie aber für weiten Transport unangebracht erscheinen.

Ackerbau und Viehzucht waren zeitweise schon zur ausgehenden Bronzezeit die Hauptbeschäftigung und blieben es auch während der ersten Jahrhunderte der Hallstattsiedlung im Jura. Man kann dies unter anderem schließen aus der Art der Speisebeigaben, welche der Tote ins Grab mitnahm. Soweit Fleisch in Betracht kommt, gehörte es den Knochenresten nach zumeist Schafen, einer kleinen, heidschnuckenähnlichen Rasse an, nach oberflächlicher Untersuchung wahrscheinlich von einerlei Abkunft mit dem Torfschaf der Schweizer Pfahlbauten; oder es sind Jungschweine, die, wahrscheinlich am Spieß gebraten, neben den Toten gelegt wurden (Beckersloh, Prohof bei Sulzbach). Doch fand sich statt dessen auch einmal Reh verwendet (Beckersloh Hügel III).

Vom Rind verirrte sich selten etwas in ein Grab der Hallstattzeit; nur der Riesenhügel in den Edelfeldern bei Stücht-Heiligenstadt, der sonst fast nichts enthielt, foppte uns mit Rinderknochen, was den Ebermannstädter Wiesentboten vom 4. Juni 1905 zu einem schönen langen Gedicht begeisterte. Aus diesen und aus Funden in Wohnstellen ist ersichtlich, daß die damals gezüchteten Rinder auffallend klein waren, nicht viel größer alls ein Neufundländer Hund.

Die Ziege macht sich in Knochenresten wenig bemerkbar; in Gräbern ist sie nicht anzutreffen, nur in Wohnstellen findet man Spuren von ihr. Sie war schon vor der Hallstattzeit in Europa eingebürgert und ist ein Abkömmling der südosteuropäisch-kleinasiatischen Wildziege Capra aegagrus.

Neben der Viehzucht spielte immer auch die Jagd eine Rolle im Haushalt, in welchem häufig genug Schmalhans Küchenmeister gewesen sein mag. Bei der gegen Ende der Hallstattzeit auftretenden keltischen Bevölkerung überwog ebenso wie da und dort zu jeder Zeit die Jagd als Beschäftigung der Siedler. Im Köschinger Forst z. B., den wir uns gewiß als wildreich vorstellen dürfen, liefern Hirsch und Reh den Toten die Speisebeigaben und dem Jäger folgt sein Hund ins Grab (Kasing).

Die Wildbahn von damals wies außer dem heutigen Wild noch einige Tierarten mehr auf. Wildrinder müssen in ihren beiden europäischen Vertretern zahlreich gewesen sein: der Ur, Bos primigenius, der riesige Stammvater einiger unserer heutigen Hausrinderrassen, und der ebenso gewaltige Wisent, Bos bonasus, dessen letzte in Europa wildlebenden Stammesgenossen erst in den jüngsten Tagen durch die Nachwehen des Weltkrieges ausgerottet wurden. Doch trifft man Knochen dieses Großwildes unter den Speiseresten der Hallstattleute nur höchst selten an; vom Ur ist mir aus dieser Zeit noch gar nichts unter den

[1] H. Mötefind, Der Wagen im nord. Kulturkreise, Festschrift f. E. Hahn; La Baume, Wagendarstellungen auf ostgerman. Urnen, Blätter f. deutsche Vorgeschichte, Danzig 1924 Heft 1.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Spaten gekommen und vom Wisent nur an einem einzigen Fundplatz, im Kirchtal bei Alfeld, da aber in Unmengen. Dort muß ein diesem Wild, das ein ausgesprochener Waldbewohner ist, außerordentlich zusagendes Gelände und eine von Jägern lange aufgesuchte Station gewesen sein.

Wildpferde in verschiedenen Rassen gab es gleichfalls; mit dem erst 1879 in Rußland eingegangenen letzten Exemplar der Tarpanrasse sind die europäischen Wildpferde ausgestorben. Ihre Knochen sind aber kaum von denen der damaligen selten genug anzutreffenden Hauspferde zu unterscheiden und bleiben somit zumeist unerkannt. Einen gut erhaltenen Tarpanschädel vom tiefsten Grund des Nürnberger Marktplatzes und einen anderen aus den Pegnitzauen Hersbrucks zwischen Stadt und Ostbahnhof besitzt die Nürnberger Sammlung. Beide stammen aber wahrscheinlich aus jüngerer Zeit; zeitlich bestimmbar sind sie leider nicht, weil bei der Auffindung auf Begleitfunde — als solche sind bekanntlich Topfscherben am besten geeignet — nicht geachtet wurde. Das unterbleibt bedauerlicherweise bei Zufallsfunden fast immer und entwertet selbst sehr wichtige Funde.

Nicht gerade selten finden sich unter den Speiseresten der Hallstattleute Knochen oder Zähne von Petz, dem braunen Bären. Wildschwein und sein Abkömmling, das Hausschwein, unterscheiden sich im Knochenbau zu wenig, als daß man sie in jedem Falle auseinander halten könnte. Geweihstücke von Hirschen kommen an Siedlungen häufig zutage; zuweilen lassen die heute nicht mehr erreichten Ausmaße schließen, daß ein solcher Recke sich lange des Lebens freuen durfte, ehe der Jagdpfeil oder der Spieß des Jägers ihn ereilte. In allen Flüssen und Bächen trieb der Biber sein arbeitsames, munteres Wesen und wurde ebenfalls gern verspeist.

Vogelwild scheint bei den Hallstattleuten nicht begehrt gewesen zu sein, wenigstens ist mir von Knochenfunden nichts bekannt, und Wildgans und -ente muß es doch zahlreich gegeben haben; vielleicht bestand dieselbe abergläubische Abneigung gegen den Genuß von Vogelfleisch, die man noch in der Gegenwart bei Balkanvölkern antrifft. Haushühner gab es damals noch nicht in Mitteleuropa; sie sind exotischer, indischer Abstammung, vom wilden Bankivahuhn, Gallus ferrugineus oder G. bankiva, ihre ersten Vertreter kamen seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert unter dem Namen „persischer Vogel" nach Griechenland und erst in nachchristlicher Zeit zu uns.

Fischreste, Hechtwirbel z. B. finden sich manchmal und Forellen galten gewiß noch nicht als unerschwingliche Delikatesse.

An den verschiedensten Wildarten war also kein Mangel; aber aus den Knochen der Speisereste geht doch mit Sicherheit hervor, daß die Haustiere zum weitaus größten Teil die Fleischlieferanten waren.

Von den vegetabilischen Speisebeigaben in Gräbern ist selbstverständlich jede Spur geschwunden, während von den tierischen zuweilen doch Knochen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Kunde geben. Honig fand sicher auch als Totenspeise Verwendung; bei den Bestattungen der mykenischen Griechen hat er sogar als Konservierungsmittel gedient;[1] das erlaubt aber natürlich keinen Rückschluß auf unsere Hallstattoten. Als einziger Süßstoff hat er auch damals eine nicht weniger bedeutende Rolle gespielt wie in geschichtlicher Zeit. Eine andere Beobachtung darf der Merkwürdigkeit halber hier angefügt werden.

Ein Gefäß der Nürnberger Sammlung aus einem Hügel bei Sulzbach — welches läßt sich nicht mehr feststellen — wurde seinerzeit gleich nach der Ausgrabung vom Ausgräber dem bekannten Kunsttöpfer Fischer in Sulzbach übergeben, dem Wiederentdecker der Terrasigillatenherstellung, zur Ausbesserung und ungereinigt. Das Gefäß stellte Fischer — die Erzählung habe ich von ihm selbst — auf den heißen Brennofen in seiner Werkstatt. Nach einiger Zeit machte sich mehr und mehr ein unangenehmer Geruch von „schmergeldem", d. h. heißgewordenem schmierigen Fett bemerkbar. Da dies lästig wurde, suchte man mit der Nase die Werkstatt ab und ertappte den so harmlos tot erschienenen Topf auf frischer Tat: er war in der Hitze lebendig geworden. Nach Aussage Fischers hatte sich am Boden des Topfes eine zentimeterhohe Fettschicht angesammelt, die als Ursache des Geruches erkannt wurde. Von seiner Untugend wurde der Topf säuberlich kuriert, leider aber unterblieb eine wissenschaftliche Untersuchung des interessanten Vorkommnisses.

Ein ähnlicher Fall, den Naue erzählt, hat besser geendet. Die weiter unten erwähnte Holzschale enthielt einen festen, schwarzbraunen Bodensatz, der anfänglich für ein Scherbenfragment gehalten wurde. Die Untersuchung im Laboratorium der Universität stellte jedoch fest, daß er von einem Rückstand herrührte, der aus eingetrocknetem Honig oder Meth, gemischt mit einer eiweißhaltigen Masse von Quark oder Topfkäse bestand. Der Honig enthielt viele Blütenüberreste und einige Gräschen, war also schlecht gereinigt. Es handelte sich demnach um ein dem Toten beigegebenes, nach Griechenart gemischtes Getränk oder um eine musartige Speise.[2]

Zur Hallstattzeit war Europa schon längst im Besitz des Pfluges, der freilich primitiv und nur von Holz, aber doch besser war, als es die Pflüge im Süden fast bis zur Neuzeit geblieben sind. Landwirtschaftlich waren Mittel- und Nordeuropa von jeher dem Süden überlegen, die Landesnatur war ein harter Lehrmeister; was der Süden an natürlicher Fruchtbarkeit voraushatte, mußte der Norden durch Mehraufwand an Arbeit oder bessere Geräte wettmachen. Auch Düngung ist zu vermuten, nachdem sie nach Heers Untersuchungen in der Pfahlbaustation Robenhausen bereits für den steinzeitlichen Ackerbau wahrscheinlich geworden ist. Manche alten Waldbeete, Erdwälle, Terrassen gehen auf jenen frühen Feldbau zurück, wenngleich es mehr als schwierig ist, den sicheren Nachweis dafür zu erbringen.

[1] Zehetmaier, Leichenverbrennung u. -bestattung im alten Hellas S. 54.
[2] Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee S. 144.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Die zur Hallstattzeit einsetzende Klimaverschlechterung war dem Ackererträgnis sicherlich nicht förderlich. Immerhin ist die Zahl der damals schon angebauten Gewächse beträchtlich. Weizen in mehreren Arten und die Sechszeilengerste kannten schon die vorausgegangenen Zeiten; nunmehr kamen Roggen und Hafer hinzu. Das auf dem Walberla gefundene verbrannte Getreide gehört den mitgefundenen Tonscherben nach in diese Zeit; auch andere Punkte der Fränkischen Schweiz könnten angezogen werden, wenn die dortigen Funde besser beglaubigt wären. Erbsen, Bohnen, Linsen wurden angebaut, Flachs schon seit dem Neolithikum gezogen (Schussenried); die Hanfkultur soll erst am Ende der Hallstattzeit von den Thrakern aus nach Mitteleuropa gelangt sein.

Daß trotz allem kein Überfluß an Nahrungsmitteln herrschte, ist nicht verwunderlich. Unter anderem weist die Verwendung von Eicheln zu Speisezwecken darauf hin; mehrfach wurden Massen solcher bei Ausgrabungen in unserem Gebiet gefunden, bei Labersricht, bei Schnaittach. Sie schienen zu den Bestattungen nicht unmittelbar in Beziehung zu stehen, aber die Nachweise von anderwärts geben Anlaß sie als Mundvorrat zu betrachten. Daß man es verstand die Früchte zu entbittern, ebenso wie aus Kraut durch Säuren oder Gären einen Dauerproviant zu gewinnen, hat Hahn glaubhaft gemacht.[1] Das eifrige Sammeln von Beerenfrüchten und Pilzen ist auch ohne bestimmten Nachweis anzunehmen.

Äpfel und Birnen, in Europa wildwachsend, wurden schon zur Steinzeit, mehrere tausend Jahre früher, von den Schweizer Pfahlbauern kultiviert und waren sicher auch bei unseren Hallstattbauern eingeführt. Die in Kleinasien wildeinheimischen Zwetschgen und Süßkirschen kannte man schon zur Bronzezeit in Europa, sie haben also wahrscheinlich im Jura auch nicht gefehlt.

Bei allen Völkern leitet der Ackerbau die Menschen zur Frömmigkeit an. Das Ernteerträgnis ist ungewiß und von der Gunst des Himmels abhängig; damals wird es wohl nur selten so groß gewesen sein, daß Vorräte zurückgelegt werden konnten. Der schon von langer Vorzeit eingebürgerte Handel und Verkehr — er wird wie zur Römerzeit und in der Gegenwart noch auf dem Balkan mit Saumtieren und Packpferdekarawanen betrieben worden sein — konnte einer Hungersnot nicht steuern, denn bei größeren Strecken verschlingt der unzulängliche Transport mehr Lebensmittel unterwegs als er befördert. Da lehrt die Not beten. Wie alle Indogermanen waren die Hallstattleute eifrige Verehrer der Sonne, der im II. Teil ausführlich zu schildernde Totenkult wird dies dartun. Hier möge nur angedeutet sein, daß beim Ackerbau allerorten unzählige Riten und Gebräuche für nötig erachtet werden, welche Fruchtbarkeit herbeiführen, Sonnenschein und Regen zur rechten Zeit bewirken, Mißwachs und Ungeziefer fernhalten sollen. Mannhardt's zweibändiges Werk über Wald- und Feldkulte belehrt uns, wie viel von solchen uralten Gebräuchen bis auf die Neuzeit gekommen ist und wenn wir davon auch nichts als für die Hallstattzeit bezeichnend ausscheiden können, so darf doch, wenn vom vorgeschichtlichen Ackerbau die

[1] Ed. Hahn, Von der Hacke zum Pflug.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Rede ist, der Hinweis darauf nicht unterlassen werden. Als ein sehr frommes Volk werden wir im Weiteren unsere Hallstattbauern kennen lernen, es kann auch in dem, was wir jetzt Aberglauben nennen, keine Ausnahme gemacht haben; wir wissen aber sattsam aus der Ethnologie, daß Ackerbau und Viehzucht um so mehr von Magie und Zauber begleitet sind, je primitiver sie betrieben werden. Die profane Alltags- und die religiöse Betätigung haben sicher auch hier eine vollkommene Einheit gebildet.

Sonst vermögen wir über die religiösen Verhältnisse wenig auszusagen. Die Gegend um die Zant bei Neukirchen war der reichen Ausstattung ihrer Toten nach zu schließen offenbar begünstigter als andere Örtlichkeiten unserer Heimat, von der in dieser Hinsicht unbekannten Fränkischen Schweiz vielleicht abgesehen. Es scheint aber, als wenn an der Zant auch ein religiöser Mittelpunkt bestanden hätte. Die Leiche in dem reich ausgestatteten Frauengrab im Beckerhölzl bei Gaisheim trug auf der Brust den Hängeschmuck Tafel LVI 1, dem religiöse Symbolik beigelegt werden kann. Ein ganz ähnliches Schmuckstück ist im Grabfeld von Hallstatt selbst gefunden worden, gleichfalls auf der Brust einer reich geschmückten Frau.[1]

Nicht weniger prunkvoll war das Skelett in Hügel VIII der Beckersloh ausgestattet, mit dem Pferdchen als auffallender Beigabe. Der Schmuck, namentlich der Gürtel, läßt auf eine Frau schließen: „Bronzegürtelbleche," sagt Naue,[2] „die auf Ledergürtel befestigt waren und vorn am Leib getragen wurden, sind sowohl in dieser als in der darauffolgenden Periode in Gebrauch und scheinen nur von Frauen benutzt worden zu sein." Nach dem Bericht des damaligen Ausgräbers lag an der rechten Seite des Skelettes ein drei Fuß langes einschneidiges Schwert. An diesem Bericht ist unter allen Umständen etwas falsch; einschneidige Schwerter von dieser Länge gab es in der H_3-Stufe nicht; also entweder war das Schwert einschneidig, dann muß es viel kürzer, ein Messer, gewesen sein; oder es war wirklich 3 Fuß lang, dann war es zweischneidig. Der Hügel enthielt, wie weiter unten ausgeführt wird, auch eine Brandleiche und eine Nachbestattung; obwohl der Bericht des Ausgräbers sehr bestimmt lautet, ist es bei den früheren Hügelöffnungsmethoden doch nicht ganz ausgeschlossen, daß eine irrtümliche Beobachtung vorliegt.

Bei den Nordlandvölkern wie bei den Griechen galten Frauen als Seherinnen. Heilkundige waren als zauberkräftig betrachtet, denn im Altertum hielt man nicht das Heilmittel, sondern den damit verknüpften Zauber für heilwirkend, und solche Frauen nahmen eine besondere, sicherlich angesehene Stellung ein, obwohl im indogermanischen Familienrecht der Frau nur eine untergeordnete Stellung zukam; bei anderen, den niedriger stehenden Naturvölkern sind Funktionen dieser Art überwiegend Sache der Männer.

Der außergewöhnlich reiche Schmuck und die religiösen Symbole könnten die erwähnten Frauen vielleicht als „Zauberfrauen" beglaubigt erscheinen lassen.

[1] Hoernes, La nécropole de Hallstatt, Congrès Monaco II S. 88 Fig. 89.
[2] Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee S. 73.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Messer finden sich öfter in Frauengräbern, ja, die im Altertum berühmten thessalischen Hexen, von denen die Sage ging, daß sie sich vermaßen, den Mond herabzuziehen, führten, wie Naue vermutet,[1] wirklich auch das Schwert. Unsere Abb. bildet eine klassische Illustration zu Goethes Anaxagoras, der an den Mond gewendet ausruft: „So wär es wahr, daß dich thessalische Frauen, in frevelnd magischem Vertrauen, von deinem Pfad herabgesungen, Verderblichstes dir abgerungen?“

Mondbeschwörung thessalischer Hexen
Griech. Vasenbild

Dem sei, wie ihm wolle, so viel dürfen wir unseren Gräbern entnehmen, daß es Hallstattfrauen gab, welche durch ihre religiös-symbolischen Beigaben als sehr fromme Personen gekennzeichnet sind, und da wird man nicht allzuweit fehlgehen, wenn man sie als Seherinnen oder Zauberfrauen — Ärztinnen — betrachtet.

Die Kleidung wird auch damals schon nach Volkstrachten wie heute verschieden gewesen sein. Einiges ist darüber bekannt von kindlich-naiv eingeritzten Zeichnungen auf Tongefäßen von Oedenburg. Sie zeigen Männer mit anscheinend enganliegenden Hosen. Da sie demselben Volk und der gleichen Zeit angehörten, nimmt man an, daß es auch hierorts so gewesen sein wird. Bei den Germanen im Norden waren Hosen um diese Zeit nicht üblich; wenigstens hält Montelius dafür, daß sie dort nicht vor dem 3. Jahrhundert n. Chr. auftraten.

Frauen mit „fußfreien“ Röcken sind — wenn wir die geometrischen Zeichnungen auf einigen unserer Gefäße aus dem Beckerhölzl bei Gaisheim, s. Taf. XLVIII 3

[1] Eine Art Hirschfänger von etwa 80 cm Länge bildet Naue, die vorröm. Schwerter Tafel 38/5 ab und bespricht es S. 89 als seltenes Vorkommnis in einem Grabhügel zwischen Traubing und Machtlfing, Oberbayern, „der bei dem Schwerte die verbrannten Knochen des Mannes in einem Ossuarium und neben demselben die mit ihren Schmuckgegenständen bestattete Leiche der Frau enthielt. Hier wollen wir doch noch jene großen, wuchtigen, eisernen und stark geschwungenen Hiebmesser anreihen, die freilich nicht als Schwerter aufzufassen sind, da sie mit Hals- und Armringen, mit Vogelkopf- und Frühlatène-Fibeln gefunden worden sind und werden also zum Grabinventar der Frauen gehören. Möglicherweise sind derartige Hiebmesser von den Priesterinnen als Opfermesser gebraucht worden.“ Das Schwert aus der Beckersloh ist leider nicht erhalten.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

richtig deuten — auch aus unserer Gegend in schematischer Darstellung überliefert. Ein anderes Grab desselben Friedhofs, welches Zollinspektor Knarr-Sulzbach geöffnet hat, zeigte Figuren mit etwas anderer Gewandung: Die Scherben, bezw. Gefäße mit letzteren befinden sich in der Staatssammlung in München.

[1]

Die Wollerträgnisse der Schafzucht, des Flachs- und Leinbaues lieferten das Material zur Kleidung, und da sich auf den erwähnten Oedenburger Vasen auch die Darstellung eines Webstuhls findet, sogar in den Schweizer Pfahlbauten schon zur Steinzeit jede Hütte einen Webstuhl besaß,[2] dürfen wir sicher sein, daß Webstühle auch hier zu Lande gebaut wurden und die fleißigen Frauen mit dem Weben dauerhafter Stoffe vertraut waren. Zahlreiche Funde von Tonwirteln beweisen, daß sie eifrig dem Spinnen der Wolle oblagen, deren Fäden das Material zur Kleidung abgaben.

Deutliche Reste eines Gewebes von Leinwand als Bedeckung einer Leiche in Grab II der Sandleite bei Gaisheim will Dr. Huber-Sulzbach bei der Ausgrabung beobachtet haben.[3] Dergleichen festzustellen ist aber sehr schwierig, bei der geringsten Berührung und schon bei Luftzutritt zerfällt es, wenn nicht zufällig Vertorfung im Boden, manchmal auch Verkohlung den Stoff kennbar erhalten hat. Vielleicht war die Beobachtung richtig; die Nekropole in der Sandleite hat besser und mehr als irgendeine andere organische Reste bewahrt, aber der für Prähistorie begeisterte Forscher hat leider die Anwendung irgendwelcher Hilfsmittel unterlassen, um einen so einzigartigen Fund wenigstens teilweise zu bergen, und so ist er für die Wissenschaft verloren.

Einige Stoffreste hat der Hügel 7513 bei Behringersdorf ergeben. Die sehr sorgfältige Untersuchung stellte fest, daß das Gewebe zweifellos aus tierischer Faser, wahrscheinlich brauner oder schwarzer Schafwolle besteht. Es ist Köpergewebe; „die Anordnung des Fadenlaufes ist so, daß der Faden des Einschlages gewöhnlich zwei Kettenfäden überspringt, ehe er den nächsten überbrückt."[4] „Die Reste sind zweifellos ein kleiner Bruchteil eines größeren Kleidungsstückes gewesen, das an einer Lederschlinge [von der sich ebenfalls Reste fanden] angeknotet war, welche wieder zur Befestigung eines schön geformten Bronzereifes gedient hat. Der Reif ist nach der Manier des Anschlusses an Leder und Gewebeteile möglicherweise freihängend an irgendeiner Stelle des Körpers getragen worden. Sehr wahrscheinlich ist es, daß er als Gewandhalter und zwar in der Weise benutzt ward, daß ein überfallendes Ende der Gewandung durch den Ring gezogen und geschlungen wurde. . . . In dem Behringsdorfer Funde ist der sichere Nachweis begründet, daß in der Prähistorie unseres

[1] Mitgeteilt u. nach dem Gedächtnis gezeichnet von Friedr. Knarr.

[2] Messikomer, Die Pfahlbauten von Robenhausen S. 73.

[3] „Die Leiche war offenbar mit einem Gewebe aus Leinwand bedeckt, da sich noch sehr deutliche Reste desselben nachweisen ließen. Geschmückt war dieses Leinenkleid mit kleinen Bronzebuckeln, wie sie auf der Sandleite vielfach zum Vorschein kamen."

[4] Dr. v. Forster, Ein Grabhügel bei Behringersdorf im Pegnitztal; Abhandl. d. Nat. Ges. VIII. Bd. 1891 S. 108 u. 111.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

engeren Frankenlandes in der Zeit der Hallstattkultur die Textilindustrie schon höher entwickelt war und die Kunst der Weberei es verstand, das ihr zu Gebot stehende Material der tierischen Faser mit ausgesprochen guter technischer Begabung zu Gespinsten zu verarbeiten."

Ein Gewebe gleicher Art weisen Teile einer Schwertscheide auf, die an dem Eisenschwert 7373 von Gersricht bei Sulzbach i.d.O. erhalten sind, s. die Abb. Tafel XLVIII 2. Alles Eisen ist in Eisenhydroxyd umgewandelt, und diese Umwandlung hat sich auch auf das Gewebe erstreckt, welches dadurch vor dem völligen Untergang bewahrt wurde. Von sechs Eisenschwertern, welche Naue in den Hügelgräbern zwischen Ammer- und Staffelsee ausgegraben hat, war bei dreien gleicherweise die Scheide mit Stoff umwickelt.

Aus so geringfügigen und unscheinbaren Einzelgliedern setzt sich die Kunde unseres Wissens von der Vorzeit zusammen, und es muß einleuchten, daß die allergrößte Sorgfalt bei Ausgrabungen gerade gut genug ist, wenn unsere Kenntnis sich mehren soll.

Kleidung und Ausrüstung eines Kriegers der Hallstattzeit zeigt die Modellfigur des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, bei der sorgfältig alle den Fundtatsachen zu entnehmenden Kenntnisse verwertet sind. Das Haupt ist bedeckt von einer wollenen Mütze, Tafel XLVIII Fig. 1.

Leder ist nicht weniger vergänglich, als es Gewebe sind; doch besteht aller Grund zu der Annahme, daß die Vorzeit in Lederarbeiten sehr Anerkennenswertes geleistet hat. Den Untersuchungen Ölshausens[1] ist zu entnehmen, daß verschiedene Methoden des Gerbens bekannt waren: Sämisch- oder Ölgerberei, welche die Felle mit Fett in einen Dauerzustand überführt; und Alaun- oder Weißgerberei, wobei Alaun und Kochsalz zur Anwendung kommen.

In Gräbern findet sich Leder selten erhalten. Der erwähnte Behringersdorfer Hügel hat eine Kleinigkeit geliefert, die Beckersloh hat Fragmente von Lederriemen und eine Gürtelunterlage ergeben, aber dieses wenige wird weitaus übertroffen durch das, was die Nekropole in der Sandleite beschert hat.

Hier, in dem des reichen Inhalts wegen sogenannten Fürstengrab fand sich prunkvoller Lederschmuck; z.B. mehrere handbreite Gurten, reich verziert mit Bronzeknöpfen, die zu Wolfszahnornamenten gegenständig gruppiert sind, entweder Teile eines Pferdegeschirres oder eines Prunkwagens, Taf. LIX 3. Merkwürdig ist unter anderem, daß sich papierdünne Lederlappen, Reste eines Lederpolsters, vielleicht eines Kopfkissens, haben erhalten können. Es war an den Rändern vernäht und inwendig vermutlich mit Heu oder Wolle ausgestopft. Ein ähnliches „Haarkissen" ist in Forrers Lexikon S. 314 aus den spätgriechisch-ägyptischen Funden von Achmim abgebildet; dort gehört es dem 6. Jahrhundert n. Chr. an. Dann ist ein glatter Bronzering vorhanden, der von zwei

[1] Ztschr. f. Ethnol. 16 1884 S. 518; 18 1886 S. 240.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Seiten her von Riemen gefaßt ist, die kunstvoll in Zöpfe geflochten sind Taf. LVI 2.

Die Lederarbeiten machen die Annahme gewerbsmäßiger Herstellung unabweisbar, was den Rückschluß auf beruflich ausgebildete Sattler zur Folge hat. Das klingt wenig glaubhaft; aber noch schwerer hält es zu glauben, daß all dies am eignen Herd und innerhalb der Familie hergestellt sein soll. Griechen und Römer besaßen zu jener Zeit schon seit langem Riemer und Schuhmacher. Die Hallstattleute waren ihrer Hinterlassenschaft zufolge in dieser Beziehung nicht rückständiger.

Holz ist gleichfalls ein allzu vergängliches Material, als daß wir mehr als nur vermutungsweise von einer ausgiebigen Verwendung in der Vorzeit sprechen dürfen. Wiederum ist es die Sandleite und das „Fürstengrab", welche uns in den Besitz von Proben gesetzt haben. Es ist freilich so sehr mit Tonerde durchsetzt, daß eine Feststellung der Holzart nicht möglich war. Erhalten sind Gestänge, v. Forster schreibt sie Pferdekummeten zu;[1] ich halte sie für Teile des Wagens, mit dem vermutlich der Tote, der auch die Ausrüstung für zwei Pferde bei sich hatte, in den Hügel ging. Die Holzstangen sind gleichfalls dicht mit Bronzenägeln besetzt, welche das Wolfszahnornament aufweisen.

Überaus selten sind Holzgefäße unter den Grabbeigaben vertreten; wir dürfen aber annehmen, daß sie im Hausgebrauch häufig und bei der Gewohnheit des früheren Menschen nicht über Feuer, sondern mit glühendheiß gemachten Steinen zu kochen den schlechtgebrannten Tongefäßen gegenüber auch praktischer waren. Bei uns kam noch keines zum Vorschein. Naue fand einmal eine elegante, 5½ cm hohe Schale mit 12,4 cm oberen Randdurchmesser. Die Herstellung zeugt von großer Geschicklichkeit und ist um so merkwürdiger, da sie die Drehbank zur Voraussetzung hat,[2] was ebenfalls auf gewerbsmäßige Tätigkeit schließen läßt. „Tüchtige Meister des Drechselns versicherten wiederholt, daß es ihnen nicht möglich wäre, derartig scharf gezogene Rippen herzustellen. Der findige Arbeiter leistete überdies noch ein richtiges Drechslerkunststück, indem er den zweifach geripptен größeren Reif des Mittelfußes, den dritten auf unserer Zeichnung, als beweglichen Ring vom Holze loslöste, was bei der außerordentlichen Dünne desselben viele Geschicklichkeit und lange Übung voraussetzt" (Abbildung Tafel LVII 2). Die Holzschale lag bei der Auffindung in einem Bronzeeimer (Situla) und dieser in einem Binsenkorb.

Naue erwähnt noch eine ähnliche Holzschale aus dem Elsaß und Kossinna macht auf germanische Holzschalen aufmerksam, die der Bronzezeit angehören, also viel älter sind.[3] Gleichfalls aus der nordischen Bronzezeit gibt Montelius Abbildungen einer gedrechselten, mit Zinnstiften verzierten Holzschale und einer runden Spanschachtel mit Deckel aus Dänemark.[4]

[1] Festschrift 1913, bez. Abhdlgn. d. Naturh. Ges. XX. Bd. S. 117.
[2] Naue S. 143.
[3] Kossinna, Der germ. Goldreichtum zur Bronzezeit S. 45, 46.
[4] Montelius, Kulturgesch. Schwedens S. 88.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Wo die Birke zu Hause ist, die nur in nordischen Klimaten gedeiht, werden und wurden überall unzählige Gegenstände aus ihrer Rinde gefertigt. Wir dürfen um so mehr voraussetzen, daß sie auch im Haushalt der Hallstattleute verwendet wurde, als schon Jahrtausende vorher bei den Steinzeitbauern im Schussenrieder Moor Birkenrinde als Teppiche für den Fußboden sowohl, wie als Wandtapete in viereckigen, mit Holzstiften angehefteten Tafeln zweifelsfrei festgestellt sind. Auch im Fürstengrab fand sich viele Birkenrinde, die Art ihrer Verwendung ist aber nicht mehr kennbar. In einem anderen Grab der Sandleite, Hügel II, fand ich bei einer mehrere Jahre nach der Ausgrabung vorgenommenen Nachuntersuchung den Boden des Grabes mit einer Holzdiele belegt, wahrscheinlich Föhrenholz.

Unter den wenigen damals bekannten Metallen stand die Bronze in der allgemeinen Wertschätzung noch immer obenan. Sie besteht bekanntlich aus einer Mischung von Kupfer und Zinn. Zur Bronzezeit häufig in der Zusammensetzung von 90% des ersteren und 10% des letzteren, was eine sehr harte Metallkomposition zur Folge hat, zeigt sie zur Hallstattzeit einen größeren Zinngehalt; bei der fast ausschließlichen Verwendung zu Gegenständen des Schmuckes — Bronzewaffen sind nur ausnahmsweise noch gebräuchlich — fiel der Härtegrad weniger ins Gewicht.

Eine Analyse, welche Dr. Neukam an der Untersuchungsstelle der bayerischen Landesgewerbeanstalt Nürnberg in dankenswertester Weise vorgenommen hat, ergab an einem der Geräte des Hügels VI, des sog. Fürstengrabes von Gaisheim (7366[44]):

Cu	75,62%
Sn	21,44%
Pb	0,68%
Ni	0,38%
	98,12%

Zink und Eisen waren nicht vorhanden. Auf oxydfreie Legierung umgerechnet zeigt sich folgende Zusammensetzung: Kupfer 77,08; Zinn 21,85; Blei 0,69; Nickel 0,38%. Das ist ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz an Zinn, der sich auch in dem graugrünen Aussehen der Bronze ausspricht.

Ihre Hauptverwendung fand in unserer, d. i. der dritten Hallstattstufe, die Bronze im Körperschmuck. Er bestand zumeist aus Ringen verschiedenster Art: große, ornamentierte, häufig aus sieben Einzelringen bestehende, von Frauen getragene sog. „Halsbergen", s. Tafel XLIX 5; Armreife, teils massiv und breit, einzeln oder paarweise an jedem Arm, teils schwächere aus Draht gebogene, von denen oft zehn und mehr am Arm der Skelette hängen. Fußringe über die Knöchel und unterhalb der Waden, bei der „Priesterin" vom Beckerhölzl bei Gaisheim z. B. ihrer zwölf an jedem Bein, was wiederum darauf schließen läßt, daß Frauen kurze Röcke trugen. Gürtel sind häufige Beigaben in Frauengräbern, kommen aber gelegentlich auch in Männergräbern vor;[1] sie

[1] Schumacher, Siedlungs- u. Kulturgesch. d. Rheinlande I S. 113; v. Sacken, Gräberfeld von Hallstatt.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

sind aus ganz dünn gehämmertem Bronzeblech, oft ornamentiert und mit Leder oder Stoff unterlegt.

Federnde Ohrringe verschiedenster Größe, oft noch mit Bommeln in der Form kleinster Rollen behängt (Abb. Seite 187 Figur 24). Nadeln mannigfacher Art dienen als Kleiderhaften. Toilettegegenstände, die der Körperpflege gedient haben, fallen in Männergräbern auf; gewöhnlich hängen drei Stücke an einem Ring (Abb. Seite 187 Figur 14—16) oder stecken in einem zierlich aus Bronzedraht gerollten Büchschen: ein Ohrlöffel, ein Fingernagelputzer und eine Pinzette zum Ausziehen der Bart- und Schnurrbarthaare.[1] Die Männer huldigten demnach der amerikanischen Mode des glatten Gesichts.

Als chronologische Leitformen von Wichtigkeit sind die Kleiderhaften, Sicherheitsnadeln mit federndem Bügel, die sog. Fibeln (Abb. Seite 190 Figur 5—8). In der ausgehenden Bronzezeit sehr selten, häuft sich ihr Gebrauch in der Hallstattzeit und setzt sich auch in den späteren vorgeschichtlichen Zeiten und bis auf unsere Tage fort, stets in neuen Formen auftretend, darum auch zur Zeitbestimmung in hohem Maße geeignet. Besonders schöne Formen, groß, reich, Meisterwerke der Kunst und der Technik entwickelten die Jahrhunderte der Völkerwanderungszeit. Diejenigen unserer Hallstattzeit bewegen sich dagegen meist in recht einfachen Formen.

Von Gebrauchsgegenständen aus Bronze kommen insbesondere noch Kessel, die häufig auch vom italischen Süden her eingeführt wurden (Abb. Tafel LVI 1, 2 und tassenartige Becher in Betracht, von denen im zweiten Teil noch zu reden sein wird.

Eine bedeutende Rolle im Haushalt muß die Töpferei gespielt haben. Kein Zweifel besteht darüber, daß sie lokale Frauenarbeit war; mitunter lassen Fingereindrücke im Ton die trotz der groben Arbeit zierliche Frauenhand erkennen, die ja allenthalben in der Welt der Primitiven dies Handwerk meistert. Grobes Gebrauchsgeschirr weisen die Siedlungsstellen, die Wohnreste auf. Das ungenügende, schwache Brennen in offenem Feuer läßt es zu den Zwecken, die heute dem Tongeschirr zugemutet werden, wenig geeignet erscheinen; im Wasser löst sich mit der Zeit der Ton auf und es sinkt in sich zusammen.

Kochen in oder über direktem Feuer war wohl überhaupt nicht gebräuchlich. Noch bis ins Mittelalter und manchenorts noch jetzt werden Steine im Feuer glühend gemacht, die in Holzgefäßen, ja selbst in Ledersäcken Speisen und Flüssigkeiten rasch zum Sieden und Kochen bringen.

Das Hauptcharakteristikum der Hallstattzeit ist die erstmalige Kenntnis der Eisenverarbeitung. Bis dahin unbekannt kam sie möglicherweise aus Afrika nach Europa; man hat das vermutet, weil bei den Negervölkern die Kunst des Eisenschmiedens uralt ist. Neuere Untersuchungen lassen annehmen, daß die Kunde auf zwei Wegen nach Europa gelangte: auf dem Seeweg nach Italien und andrerseits über Gibraltar nach Spanien.[2]

[1] Festschrift 1913 Tafel 29 Nr. 92. — [2] Klusemann, Die Entwicklung d. Eisengewinnung in Afrika u. Europa; Mitteilungen d. Anthr. Ges. Wien 54. Bd. 1924 S. 140.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Für das Hallstattgebiet war Noricum, das heutige Oberösterreich und Obersteier, ein Zentrum der Gewinnung von Eisen, das dort im Tagbau abgebaut werden kann. Sonst und besonders bei uns wurden Raseneisen- und tertiäre Bohnerze verhüttet; mitunter fördert der Zufall solche sog. Eisenluppen, Roheisen von vorzüglicher Beschaffenheit an den Tag. Eisenschlacken sind durchweg häufig im Gebiet, und mitunter ist es möglich, sie als hallstättisch zu bestimmen. Auch Eisenschmelzgruben sind bekannt, z. B. vom Arzberg bei Hersbruck; doch ist die chronologische Fixierung schwierig und noch nicht versucht.

In der älteren Hallstattzeit wurde nur ein geringfügiger Gebrauch von Eisen gemacht; im Lauf der Jahrhunderte bürgerte es sich dann mehr und mehr ein. In den Gräbern überwiegen unter den Metallgegenständen die Bronzegeräte, und das ist nicht verwunderlich, denn Bronze war und blieb noch lange das Metall des Schmuckes. Man verwendete Eisen zwar anfänglich, als es noch etwas Rares war, auch zum Schmuck; es fand aber schon bald seine wahre Einschätzung als Werkmetall, welche ihm bis zur Gegenwart in immer steigendem Maße zuteil geworden ist.

Eiserne Arbeitsgeräte aus der ersten Eisenzeit sind bei uns noch nicht zum Vorschein gekommen, obwohl es solche, z. B. Sicheln, gegeben hat; sie gehörten wahrscheinlich zum Haus und bildeten kein persönliches Eigentum, denn dem Toten folgten sie nicht ins Grab. Anderes, wie Pflugschare z. B., waren sicherlich noch lange von Holz, sind sie ja selbst jetzt noch nicht allerorten völlig vom Eisen verdrängt.

Andere Metalle haben nur spärlich Anwendung gefunden. Bei Deining i.d.Opf. wurden einige Toilettezängchen aus Blei angetroffen.

Goldschmuck und -geräte sind meines Wissens in unserem Gebiet noch nicht gefunden worden und überhaupt um diese Zeit selten in Hallstattländern. Der unverwüstliche Glaube unserer, und wie es scheint der Landleute allerorten, wähnt trotzdem in jedem Hügel den „goldenen Sarg" des Hunnenkönigs verborgen, und ich gebe den Gedanken auf, daß sie den Prähistoriker jemals für etwas anderes als für einen „Schatzgräber" halten werden. Grabungen erschwert vielfach die Furcht des Eigentümers, daß ihm der Schatz entrissen werden soll; erst wenn man ihm alles aufzufindende Gold und Silber zusichert, wird er weich und zugänglich, arbeitet aber vorsichtshalber mit als erster, der kommt, und letzter, der geht. Wenn man die Landleute häufiger zum Besuch der Sammlungen bewegen könnte, würden sie sich überzeugen, daß ihnen auch „verstohlenerweise" nichts entzogen wird; die Funde haben ja wirklich nur wissenschaftlichen und heimatkundlichen Wert, diesen aber auch nur in einem größeren Museum.

Wie aus den Ausführungen hervorgeht, verdanken wir das Wissen von der Vorzeit zum weitaus größten Teil den Gräbern und dem Glauben, daß das persönliche Eigentum des Toten ihm auch der Tod nicht entreißen kann: er braucht es in der anderen Welt, und wollte man es ihm vorenthalten, dann

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

wären die Hinterbliebenen der Rachsucht seines Geisterwesens ausgeliefert. Die Gräber und die zu Nekropolen, zu Totenstädten vereinigten Hügel, die in der Bronzezeit sogar wie Siedlungen mitunter dorfartig angelegt waren, sind deshalb für die Prähistorie von ausschlaggebender Wichtigkeit, sie unterrichten nicht nur über die materielle Kultur, sondern gewähren auch einigen Einblick in die Geistesverfassung und selbst in soziale Verhältnisse.

Die Menschen jener Zeit wendeten dem Hügelaufbau immer große Sorgfalt und Mühe zu; da ist er manchmal etwas solider, dort etwas nachlässiger ausgefallen, aber daran tragen zeitliche und lokale Ereignisse, persönliche Regsamkeit oder Nachlässigkeit einer Sippe die Schuld. Verschieden ist aber auch die Ausstattung; es gibt Hügel mit reichem Inhalt, und daneben solche von Leuten, die uns arm wie Kirchenmäuse zu sein scheinen. Für unsere Beurteilung sind eben zumeist die Metallbeigaben ausschlaggebend; was sie an vergänglichen Stoffen enthalten haben mögen, Gewänder, Pelze, Holzgeräte, und in Rücksicht gezogen würde, wenn es erhalten wäre, ist desselben Weges gegangen wie das, was am Leib des Besitzers vergänglich war.

Aus der Ungleichheit der Grabausstattung ergibt sich eine Ungleichheit des Besitzes und darum ist manchmal von einer damals schon der heutigen gleichen Schichtung von Besitzenden und Besitzlosen, von Reichen und Proletariern, gesprochen worden. Ein solcher Vergleich ist aber unstatthaft; die damaligen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse beruhten ausschließlich auf verwandtschaftsrechtlichen Organisationen. Das ist von den Hallstattleuten nicht ausdrücklich überliefert, braucht es auch nicht zu sein, denn es ergibt sich aus der allen Indogermanen gemeinsamen Familienform. Es bestand das Prinzip der Verwandtschaft im Mannesstamm, und zwar in der Form der Großfamilie.[1] Im gemeinsamen Haushalt hatte der Vater oder sonst Älteste für alle Angehörigen zu sorgen; die Söhne scheiden bei der Verheiratung nicht aus, sondern bleiben in der Gemeinschaft. Einheiratende Frauen aber wurden Eigentum des Mannes, weder sie selbst noch ihre Sippe waren ihm verwandtschaftlich verbunden, sie galten höchstens als befreundet. „Daher gibt es im Indogermanischen noch keine Bezeichnung für ‚Witwer', so wenig es für den Mann, dem eine Kuh stirbt, einen eigenen Namen gibt."[2] Der reiche Schmuck mancher Frauenleichen läßt annehmen, daß diese rechtliche Zurücksetzung im häuslichen Leben sich kaum bemerkbar machte, um so mehr als die Wahrscheinlichkeit besteht, daß Frauen auch als Priesterinnen in Ansehen standen.

In der Großfamilie oder Hausgemeinschaft gehört die ganze Habe der Gesamtheit der männlichen Mitglieder, auch Grund und Boden, wenn ein Eigentumsbegriff schon daran geknüpft ist. Das Vieh, die Wirtschaftsgeräte, der Wirtschaftsertrag, kurz alle Habe ist Gesamteigentum. Der Hausvorstand verwaltet es und alle anderen haben daran teil. „Wirkliches Privateigentum werden in der Urzeit daher nur Dinge wie für den Mann die Kleider oder Waffen, für die Frauen

[1] Schopen, Die Familie im Verfassungsleben der indogerm. Centumvölker.
[2] Schrader, Reallex. d. indogerman. Altertumskunde unter „Familie" u. „Eigentum".

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

die Kleider und der Schmuck gewesen sein, ein Besitz, der in der Urzeit überhaupt nicht vererbt, sondern nach uraltem Brauch dem Toten ins Grab mitgegeben wurde. Aus diesem mit den Toten begrabenen oder verbrannten Fahrnis ist das hervorgegangen, was in den germanischen Rechten als Totenteil bezeichnet wird und in christlichen Zeiten sich zu dem der Kirche gebührenden Seelgerät oder Seelschatz umgestaltete."

Unter solchen Verhältnissen äußern sich auch die uns so natürlich erscheinenden persönlichen Gegensätze Arme und Reiche in anderer Weise. Die soziale und wirtschaftliche Gleichheit läßt innerhalb einer Familie keine arme oder reiche Einzelperson zu. Aber verschieden begüterte Sippen und Familien hat es gegeben, mag daran nun die Beschäftigung, Viehzucht, Jagd, Ackerbau auf gutem oder schlechtem Boden, kriegerische Betätigung durch Raubzüge, hie und da vielleicht auch handwerksmäßige Hausindustrie die Ursache gewesen sein. So kommt es, daß die Nekropole in der Beckersloh eine Totenstadt vorwiegend reicher, die nur zwei Kilometer entfernte im Weidenschlag diejenige armer Sippen ist.

Doch auch innerhalb einer Nekropole gibt es neben den reichen Gräbern solche mit wenig oder fast keinem Inhalt; man kann vermuten, daß Unfreie, Hörige, Knechte darin bestattet sind. Es könnte aber auch sein, daß ein räuberischer Überfall von heute auf morgen eine reiche Sippe arm gemacht hat; solche Fälle müssen sich unzählige Male ereignet haben und die in den Gräbern ruhen, würden vieles davon zu erzählen wissen. Dafür zeugen auch die Schutzvorkehrungen durch Wälle und Wehranlagen, die mehr als alles andere die Unrast der Zeiten widerspiegeln. Es kann der Beste nicht in Frieden wohnen, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. War doch selbst in den vorgeschritteneren südlichen Ländern in jenen Zeiten nicht einmal der Höchstgestellte vor dem Schicksal sicher, eines Tages von einem Mächtigeren wenn nicht getötet, so doch als Sklave verkauft zu werden.

Über die Körperbeschaffenheit ist wenig genug zu sagen. Den Berichten nach sollen sich zuweilen unversehrte Skelette und Schädel in Gräbern gefunden haben. Der seinen Acker säubernde, an nichts Böses denkende Landmann entfernt die Steine und plötzlich taucht wie aus dem Boden wachsend vor dem Ahnungslosen eine Leiche auf! Da ist es fast die Regel, daß im ersten Schrecken der Schädel kurz und klein geschlagen wird. Nach eigenen Beobachtungen bei Grabungen müssen aber wohlerhaltene Skelette und Schädel recht sehr selten sein. Unsere Sammlung besitzt nur einen tadellosen Schädel ohne Unterkiefer. Er kam aus einer Höhle zu uns und lag zusammen mit Urnenscherben der dritten Hallstattstufe, der er wahrscheinlich angehört; immerhin ist die Sicherheit nicht absolut. Er ist mit einem Längenbreitenindex von 68,8 typisch dolikokephal, also langköpfig, dabei schmalgesichtig. Bei einem anderen Schädel, Beckersloh Hügel V, ist Kurzköpfigkeit festgestellt worden, demnach Unterschiede in den Kopfformen wie heute. Beiläufige Messungen der Körperlängen lassen sich mitunter nehmen; sie weisen auf eine Durch-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

schnittsgröße von 1,65—1,70 cm hin, annähernd den heutigen Ausmaßen entsprechend. Wir gehen gewiß in der Annahme nicht fehl, daß die Hallstattleute ein wohlgebauter, kräftiger, eher großer als kleiner Menschenschlag waren. Nicht übermäßig viele Waffen haben sie hinterlassen; das würde sie im allgemeinen als friedfertig ausweisen. Mächtige, lange, doppelschneidige Eisenschwerter deuten aber immerhin an, daß sie mit den Waffen umzugehen wußten und wehrhaft waren.

Die Hallstattzeit liegt rund 27 bis 24 Jahrhunderte hinter der Gegenwart. Ein langer Zeitraum; aber an der Tiefe und am Alter der Menschheit gemessen doch nicht so groß, daß Änderungen in der Körperbeschaffenheit naturnotwendig bedingt sind. Nährweise und Tätigkeit, der stein- und kalkreiche Boden, das kalkhaltige Wasser, die klimatologische Eigenart der Landschaft taten sicher ein übriges, um den Menschenschlag der Hallstattbauern dem unseres Jurabauern anzugleichen und in manchen Beziehungen würden sich wohl auch äußerlich kulturelle Gleichungen zwischen beiden finden. Aber fremd und ohne Verständnis stehen wir dem Innenleben gegenüber, nicht nur deshalb, weil wir fast nichts davon wissen, sondern mehr noch deshalb, weil zwischen jenen und uns die Auswirkungen und das Auf und Ab vieler Kulturen liegen, deren jede während ihres Zeitalters dem Dasein anderen Inhalt gegeben und uns stufenweise dem Fühlen und Denken jener Frühzeitmenschen entrückt hat.

Daher sind wir auch in der Deutung und in der Auslegung der auf uns gekommenen Hinterlassenschaft, die immerhin nicht klein und dabei mannigfaltig ist, bei aller Vorsicht und Zurückhaltung vor Trugschlüssen nicht sicher. Ein unmittelbares Einfühlen in die Psyche von Menschen einer so gänzlich anderen Weltanschauung bleibt uns versagt; wir können nur von einem unüberbrückbaren Abstand aus nach ihnen Rückschau halten.

Was die Wissenschaft über vorgeschichtliche Zeiten zu sagen weiß, hat sie zumeist den Geheimnissen der Gräber abgelauscht. Einige allgemeine Worte über diese so wichtige Quelle dürften daher am Platze sein.

Den Menschen der Gegenwart verfolgt das rastlose Hetzen und Jagen nicht nur während des Lebens, sondern noch über den Tod hinaus im Grab. Nach 10- bis 15-jähriger „Umtriebszeit" hat, wer sich nicht verbrennen oder ins tiefe Meer versenken läßt, einem anderen Anwärter auf die „ewige Ruhe" Platz zu machen, denn wie beim irdischen Wohnungsamt ist auch beim himmlischen der Andrang groß.

Die prähistorischen Menschen hatten Zeit im Leben und fanden Ruhe im Grab. Die Jahrtausende rauschen über sie hin, Völker kamen und gingen, sie aber ruhen ungestört im stillen Wald oder auf weiter Flur, am Berghang oder im Wiesengrund.

Das Hallstattbegräbnis kündigt sich äußerlich an durch einen runden Hügel, an Höhe und Umfang immer verschieden. Häufig hat er an der Spitze eine Einsenkung, und das ist eines der Merkmale, um einen Grabhügel von einem

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Erd- oder Steinhaufen annähernd zu unterscheiden. Die Einsenkung fehlt manchmal, und wo sie vorhanden ist, kann sie verschiedene Ursachen haben: ein ehemaliger, längst verfaulter Holzeinbau, ein eingefallener Hohlraum ließ die Hügelkuppe sich einsetzen. Oder die Vertiefung gibt Kunde vom Angriff eines Neugierigen oder Schatzgierigen.

Die Hügel pflegen aus großen Steinen und Erde sehr fest gebaut zu sein, jeder in der Regel etwas anders. Das Stein- und Erdmaterial ist fast niemals der Nähe entnommen; häufig läßt sich feststellen, daß es von weit her geholt ist. Unter normalen Verhältnissen ist daher in der Umgebung des Hügels keine Vertiefung anzutreffen, die das Material zu seinem Bau geliefert haben könnte. Ein leicht vertiefter Graben rund um den Hügel weist ihn als Kohlenmeiler aus.

Die Hügelsohle liegt gewöhnlich etwas tiefer als die Bodenoberfläche ringsum, die sich durch natürliche Vorgänge — Humusbildung durch Laubvermoderung, Verschleifung der Ackerkrume beim Pflügen usw. — in den abgelaufenen paar tausend Jahren etwas erhöht hat. Größere geologische Vorgänge in der Bodengestaltung, Geländehebungen, -senkungen in diesen Zeiten, falls solche stattgefunden haben, lassen sich nicht wahrnehmen, denn die Hügel verhalten sich zu ihrer Umgebung heute noch so wie zur Zeit ihrer Errichtung.

Mitunter, wenn auch selten, ist der ganze Hügel in den Boden eingelassen und äußerlich durch nichts gekennzeichnet, die Frauenleiche in den Kotäckern bei Oberreinbach an der Zant z. B.;[1] solche Gräber werden nur durch irgendeinen Zufall entdeckt. Welche Beweggründe maßgebend waren, um einen Grabhügel zu verstecken, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die Vorgänge bei der Bestattung sind etwa folgendermaßen zu denken:[2]

Ein ebener Platz, er kann auch an einer Berglehne liegen, wurde gesäubert und gereinigt mit Feuer: 1 bis 2 cm hoch und noch höher bedeckt unter Umständen die zurückgebliebene Kohle den Boden in einem Kreis von wenigen, aber auch bis zu 8 m Durchmesser und der Boden darunter ist gerötet von der Glut. Zweimal ereignete es sich im Laufe meiner Grabungen, daß beim Aufdecken ein ganz durchdringender Brandgeruch plötzlich frei wurde, der in Auge und Nase biß; dann entsinken Reithaue und Schaufel den Händen der Grabenden und von beinahe andächtigem Erstaunen überwältigt beschnuppern alle den zwei- bis dritthalbtausendjährigen Geruch!

War der Platz solcherart gesäubert, dann konnte mit der Aufbahrung des oder der Toten begonnen werden. Manchmal, und wenn es sich nur um einen Toten handelte, legte man ihn nicht hoch über die untere Kohlenschicht; man warf einen Erdsockel auf, unterließ aber nicht, auch diese Stelle nochmals mit Feuer zu reinigen, wobei manchmal auch irgendein kleines Tier als Opfer mitverbrannt worden zu sein scheint, denn zuweilen finden sich kleine, weißgebrannte Knochen darin. Sind mehrere Leichen in einem Hügel untergebracht,

[1] Festschrift 1913 S. 125.

[2] Etwas ausführlicher habe ich sie behandelt unter Igensdorf 7361 Heft 2 Bd. XXI d. Abhandlungen d. Nat. Gesellsch. S. 28.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

dann liegen sie höher, bis zu einem Meter über der unteren Kohlenschicht neben einander und Brandflecken geringerer Ausdehnung zeigen an, daß beim Fortschreiten der Eindeckung die herbeigeschafften Erden und Steine immer wieder durch Feuer entgeistert wurden. Feuer vertreibt die bösen Geister und begleitet als unerläßlich alle Zeremonien in vorgeschichtlicher Zeit.

Am Grund des Grabes, in der unteren großen Kohlenschicht, stehen rechter Hand vom Toten die großen Tonkessel für die Getränke nebst den dazu gehörigen Schöpf-, bezw. Trinktassen,[1] linker Hand oder an der Kopfseite die Teller und Schüsseln, vermutlich mit Speisen. Das ist die grob-wahrnehmbare Anordnung im Grab. Der Körperschmuck liegt beim Toten und gewöhnlich pflegen die ebenerdig Bestatteten und allein Liegenden reicher an Schmuck zu sein als die weiter oben Ruhenden.

So verhält es sich mit den bestatteten Leichen; daneben war aber auch Verbrennen üblich, und zwar errechnet sich nach einer von L. Wunder aufgestellten Statistik ein Prozentsatz von 67 % für Bestattungen und 33 % an Brandleichen. Beide Arten werden für sich allein angetroffen; aber häufig sind in Hügeln mit einer größeren Anzahl von Bestattungen auch ein oder zwei Brandleichen in der unteren Kohlenschicht untergebracht. Zweimal fand sich auch der Scheiterhaufen im Hügel, in welchem der Tote verbrannt worden war (Beckersloh Hügel VIII, Igensdorf 7361,[2]) was sonst nicht die Regel ist. Die weißgebrannten Knochenüberreste[3] sind entweder in einem kleinen Viereck aufgestreut, mit den Schmuckbeigaben belegt und von den Gefäßen umstellt, oder sie liegen in einer Urne, in oder neben der auch die metallischen Beigaben Platz gefunden haben.

Das sind die regelbildenden Vorkommnisse. Daneben gibt es aber andere, die schwieriger zu verstehen sind. Es kommen Leichen von anscheinend Verstümmelten vor; da fehlt einmal der Kopf, dort die Beine oder Arme, ein anderer hatte zwei Köpfe (Henfenfeld) usw., Erscheinungen, die zu den abenteuerlichsten Mutmaßungen Anlaß geben, aber teilweise durch die sogen. zweistufige Bestattung ihre Erklärung finden: der oder die Toten waren einstweilig irgendwo anders aufbewahrt oder begraben gewesen, ehe man Zeit und Gelegenheit fand, ihnen den großen Hügel zu wölben, und als es endlich geschah, konnte man nur noch das zusammenraffen, was nicht Staub geworden war. Den Beweis

[1] Körte hat in Gordion in Phrygien Gräber geöffnet, darunter ein sehr großes, dessen Errichtung sich auf die Wende des 8. u. 7. Jahrhunderts bestimmen ließ, also gleichalterig mit unseren Hallstattgräbern war. Griechischer Einfluß war nirgends nachweisbar; die Ausstattung des Toten mit vielen Gefäßen glich der unserer Gräber. 42 Gefäße wurden in einem großen Bronzekessel von 2,68 m Umfang gefunden, „und diese bilden, wie sich namentlich aus der Kombination von Nachrichten des Xenophon und Archilochos mit der eigentümlichen Bildung der Siebkännchen erweisen ließ, ein vollständiges Bierservice" (von Körte gesperrt). Autoreferat im 8. Bd. Arch. f. Religionswissensch. 1905 S. 153.

[2] Abhandl. d. Nat. Ges. Bd. XXI Heft 2 S. 18.

[3] „Die weißen Brandknochen ohne Färbung oder Beimengung von kohliger Masse sind Anzeichen, daß die Verbrennung unter ungehindertem Zutritt von Luft erfolgte, also auf einem offenen Scheiterhaufen oder in einem Ofen mit guter Luftzufuhr", Götze, Germ. Kistengräber, Präh. Ztschr. IX 1917 S. 65.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

hierfür erbrachte uns 1919 eine Grabung im Weidenschlag nahe der Beckersloh, deren Resultate noch der Bearbeitung harren.

Eine andere Quelle von Mißverständnissen und Irrtümern rührt daher, daß mitunter in einem Hügel aus früherer Zeit nochmals bestattet wurde; so leicht sich in solchen Fällen die Stilformen weit auseinander liegender Zeiten unterscheiden lassen, so unsicher kann sich die Beurteilung bei zeitlich nahe liegenden Perioden gestalten, beispielsweise H_3 und H_4, zumal in den „Nachbestattungen" eine einfache Formel gegeben ist, die in Zweifelsfällen aus aller Not hilft.

Nicht selten sind die Angaben, daß Kammern oder Grüfte in die Hügel eingebaut waren, in denen der Tote lag, und auch Zeichnungen werden gegeben; die älteren Grabungen erwähnen sie besonders häufig. Sicherlich waren Einbauten aus Holz oder Steinen manchenorts üblich; denn wenn auch der Ritus zur Hallstattzeit im allgemeinen gleich war, so ist doch der Hügelbau recht verschieden. In unserem Gebiet habe ich noch nichts dergleichen angetroffen, muß also annehmen, daß sie bei uns mindestens selten sind; ich kann mir aber erklären, wie die Meinung entstehen kann. Zeigen sich Funde, so nimmt man, um ihnen beizukommen, die hindernden Steine weg, und da dies ganz achtlos geschieht, so glaubt man eine Viertelstunde später in der Tat einen absichtlich angelegten Hohlraum vor sich zu haben. Was daran fehlt, reden einem die Arbeiter ein, die ganz darauf versessen sind, die „Grabkammer" zu finden. So ging es wenigstens mir in den ersten Jahren. Da wir uns in den meisten Fällen darauf beschränken, nur gefährdete, d. h. schon halbzerstörte Gräber abzutragen, so ist ein abschließendes Urteil auch nicht wohl tunlich.

Menschenopfer beim Tode eines Familienhauptes kamen vor, waren aber kaum allgemein gebräuchlich; ich habe nur einmal (Igensdorf 7704) ein solches Vorkommen feststellen können.

Nach Schrader[1] lassen sich sechs Hauptakte einer rituellen Bestattung bei den Indogermanen unterscheiden: I. die Ausstellung der Leiche; II. die Leichenklage; III. der Leichenzug; IV. die eigentliche Bestattung; V. das Leichenmahl; VI. die Leichenspiele. Die Errichtung des Grabhügels war eine Sache für sich, die wohl nur dann gleichzeitig mit der Bestattung vorgenommen wurde oder werden konnte, wenn es sich um die Beisetzung eines Einzelnen handelte.

Belege für solche Festlichkeiten bei unsern Illyrern lassen sich nicht beibringen; gefehlt haben sie sicher nicht.

Die Ausgrabung eines großen Hallstatthügels ist immer eine Arbeit von Tagen und muß unter allen Umständen in einem Zuge durchgeführt werden. Mitunter sind bis zu 20 Arbeiter erforderlich, die dann freilich, je weiter die Arbeit fortschreitet, nach und nach entbehrlich, aber schwer wieder loszuwerden sind, weil jeder dabei sein will, wenn der unvermeidliche „Hunnenkönig" herauskommt. Der Größe der Hügel und der oft gewaltigen und vielen Steine wegen

[1] O. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertskde, 2. Aufl. Bestattungsgebräuche S. 123.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ist die Arbeit mühsam; ergab doch der Hügel bei Langenzenn 1896 nicht weniger als 1110 Fuhren Steine und einige 100 liegen heute noch da. Dann bietet sich der Anblick einer gewaltigen Ruinenstätte, der Grundeigentümer donnerwettert und schlägt die Hände über den Kopf zusammen; da heißt es säuberlich den Platz wieder in Stand setzen, wenn man in Freundschaft auseinandergehen will.

Kommt man aber unten in der großen Brandschicht auf die Scherbenlager und muß sie nun sorgfältig aus Lehm und Steinen, wenn der Himmel noch mit Regen oder Schnee nachhilft, herauspräparieren, wozu die Landarbeiter nur selten zu gebrauchen sind, soll beobachten, vermessen, photographieren, die Funde kennzeichnen und in Sicherheit bringen, dann ist man ohne gute Freunde und getreue Mitarbeiter in keiner beneidenswerten Lage. Nur die Freilegung der ganzen Beisetzung — wo sie durchführbar ist — gestattet einen Überblick und genaue Feststellungen. Dazu ist man erst in neuerer Zeit übergegangen, und deshalb haben die meisten älteren Grabungen an H_3-Hügeln Fragen hinterlassen, die nicht mehr aufzuhellen sind; so z. B. die Frage, ob die keramischen Formen von H_3 sich zu solchen von H_4 an Ort und Stelle allmählich weiterentwickelt haben, oder ob sie von anderswoher mit anderer Bevölkerung und durch Nachbestattungen in die Hügel gelangten. Das letztere scheint mir unwahrscheinlich, aber geklärt ist die Frage nicht völlig.

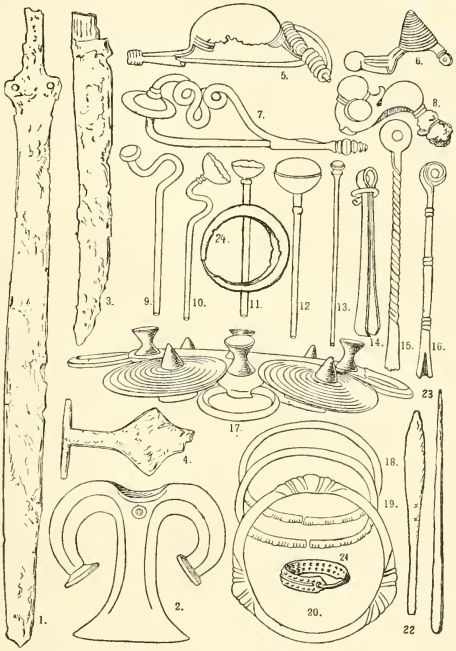
Der Grundstock unserer Kenntnis der heimatlichen Hallstattkultur ist den Hügeln des Gräberfeldes in der schon erwähnten Beckersloh zu verdanken, einer Waldabteilung nördlich vom Glatzenstein; es ist die einzige größere Nekropole, deren Funde in der Nürnberger Sammlung annähernd geschlossen vereinigt sind. Die dortigen 15 Gräber wurden während der Jahre 1887 bis 1900 von der Anthropologischen Sektion der Naturhistorischen Gesellschaft geöffnet, worüber deren Obmann mustergültigen Bericht erstattet hat,[1] der aber durch seitherige Ergänzungen überholt ist.

Vier der dortigen Hügel waren schon viele Jahre vorher durchgegraben worden. Einen davon hatte das Schicksal ereilt im Jahre 1826 gelegentlich des Abholzens einer mehrhundertjährigen Fichte, wobei man Armringe, Gebeine u. dgl. fand.[2] Drei andere wurden 1837 vom kgl. Landrichter Heilmann und dem kgl. Landgerichtsassessor Haas, beide in Hersbruck, angegraben. Die Funde aus erstgenanntem Hügel gelangten vermutlich in die Sammlung des damaligen Kommandanten vom Rothenberg, Oberstleutnant Karl Gemming, und sind verschollen. Die zweitgenannten wurden mit einem von Zeichnungen begleiteten Grabungsbericht in die Sammlung des Historischen Vereins nach Ansbach gebracht, wo sie heute noch eine Zierde bilden. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Vereins ist es zu danken, daß Nachbildungen der Gegenstände zur Ergänzung der Nürnberger Sammlung angefertigt werden konnten.

Außer dieser Ergänzung durch Nachbildungen erfuhr das Hügelinventar seit der Veröffentlichung von 1901 eine Vervollständigung an Originalen durch Wiederher-

[1] Dr. S. v. Forster, XV Hügelgräber d. Beckersloher Nekropole; Festschr. d. Nat. Gesellsch. 1901.
[2] 7. Jahresber. d. Histor. Ver. v. Mittelfranken in Ansbach 1836 S. 84.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at
stellung einer Anzahl Gefäße aus der großen Scherbenmasse der Beckersloh im Magazin. Dadurch ist ihre Zahl von 37 im Jahre 1901 auf 82 gestiegen, und sie könnte noch vermehrt werden, wenn es nicht an Arbeitskräften fehlen würde.



Metallfunde aus der Beckersloh

Der Neuzuwachs ändert an den v. Forster'schen Ausführungen nichts Wesentliches; dagegen ist eine dem Laien erheblich scheinende, dem Fachmann jedoch verständliche Korrektur an den Zeitansätzen vorzunehmen. Damals standen Naue's mutmaßliche Schätzungen zur Verfügung. Inzwischen ist die Chronologie der vorrömischen Metallzeiten sehr viel exakter geworden; aus Prof. Dr. Reinecke's, im Einklang mit den sonstigen wohlbegründeten Systemen stehendem Schema geht hervor, daß der Hallstattzeit weit höheres Alter und längere Dauer zu-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

kommt. Statt mit den Jahren 450—350 v. Chr. rechnet man jetzt für die beiden Perioden C und D von 850—550 v. Chr.

Die Beckersloh gewährt den besten Einblick in unsere lokale Hallstattkultur und soll deshalb im folgenden eingehendere Schilderung finden; zwar war, wie schon erwähnt, die Gegend um die Zant reicher noch. Die Funde von dort sind aber in verschiedenen Sammlungen verstreut und das macht das Bild lückenhaft. Die übrigen Hallstattgräber des Gebietes lassen teils infolge ihrer Vereinzelung, teils der minderen Ausstattung wegen den Kulturstand niedriger erscheinen als er war. Mithin gibt die Beckersloh ein Durchschnittsbild, und als solches hat sie Hoernes in richtiger Erkenntnis auch in einen seiner Überblicke über die Hallstattkultur aufgenommen.[1]

Die Beckersloh (7503)

HÜGEL I

Grabbau: Durchmesser 14 m, Höhe 1,3 m. Steine am Rand des Hügels; ein Stein„pflaster" in 1,25 m Tiefe im inneren Hügel. Steinbedeckung. Von früher her angegraben.

Brandschichten: Eine mächtige Kohlenschicht unter dem Steinpflaster in 1,3 m Tiefe durch den ganzen Hügel. Darüber, 45 cm höher, ein Kohlenfleck von geringer Ausdehnung.

Leichen: Menschenknochen beim oberen Kohlenfleck und auf dem Steinpflaster, wahrscheinlich durch die frühere Angrabung verstreut. Weißgebrannte Knochen, Reste verbrannter Leichen in den Gefäßen d und e der unteren Kohlenschicht.

Metallfunde: Bei Gefäß d zwei Bronzeblechringchen halbrunden Querschnitts c, zweimal gelocht, fingerringgroß; eine Schlangenhalsnadel wie S. 187 Fig. 7. In den Scherben der Gefäße e ein bronzenes Spiralröhrchen mit 18 Windungen. Ein Stückchen Eisen im oberen Kohlenfleck.

Keramik: Die Festschrift von 1901 wußte nur von einer schwarzen Tonvase, Tafel 28, 4, zu berichten; nunmehr sind 13 Gefäße wiederhergestellt, z. T. stark ergänzte kleine Schalen und Tassen, meist nichtssagende Formen.

Aus den Fundnummern 1, 3—5 wiederhergestellt fünf kleine Gefäße, darunter zwei ovale Wännchen, hellsemmelfarben, ohne Ornament:

a mit Andeutung von zwei Warzen am Rand der einen Schmalseite, 5 cm hoch — 16,3 × 14,5 cm Randdurchm. — 10 × 8,2 cm Bodendurchm.

b mit einer Warze am Rand, 4 cm hoch — 12,6 × 11,7 cm Randdurchm. — 9 × 7 cm Bodendurchm.[2]

[1] M. Hoernes, Die Hallstattperiode, Arch. f. Anth. NF. III 1905 S. 275.

[2] Ähnlich Pláteníčer Typus Pič, Die Urnengräber Böhmens, Tafel 35 Fig. 10, u. Scheidemandel, Hügelgräberfunde bei Parsberg 1886 Tafel VII 2.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

c Täßchen in Brustwarzenform aus den Scherben Nr. 4 u. 5, innen und außen semmelfarben 4,7 cm hoch — Randdurchm. 7 cm.

d kugeliges Gefäß — Fund Nr. 22, graphitiert 14,8 cm hoch — 14,7 cm Randdurchm. — 23,5 Bauchdurchm. — 7 cm Bodendurchm.

e Fund Nr. 29 ergab zwei gleiche Näpfe, außen stumpfdunkelgraubraun, innen graphitiert; 5 cm hoch — 20,5 cm Randdurchm. — 10 cm Bodendurchm.

f Tasse Fund Nr. 2, braungrau; 6,5 cm hoch — 12,7 cm Randdurchm. — 6 cm Bodendurchmesser.

g Tonkessel, nicht wiederherstellbar, Scherben von Fund — Nr. 27, Graphithochglanz, ungefähr $^1/_{10}$ nat. Größe.

h Schöpftasse zum vorigen, nicht wiederherstellbar; Scherben von Fund Nr. 27 u. 28; Graphithochglanz; ungefähr 7, 8 cm hoch — 8 cm Randdurchm. — 5,5 cm Bodendurchm.; mit äuß. Bodenornament.

Die Tasse **f** und mit anderen Scherben die des Tonkessels **g** stammen aus den oberen Teilen des Hügels, das sonstige keramische Material insgesamt aus der unteren Brandschicht; außer den hier abgebildeten: Scherben mannigfaltiger Gefäße, Kugeltöpfe, Sonnenteller, Tonkessel nach Form, Graphitierung und Ornament reine H_3-Ware; daneben aber auch vereinzelt Randstückchen, die sowohl H_1 als wahrscheinlicher H_4 angehören können.

Die erwähnten fünf Gefäße einschließlich des für H_3 typischen Brustwarzengefäßes setzen sich zusammen aus Scherben der Fund-Nr. 1 vom Ostrand und solchen der Nr. 3 bis 5 vom Westrand des Hügels. Das ist eine Entfernung von 13 m; sie müssen demnach schon zerbrochen in den Hügel gelangt sein und das entspricht einem Gebrauch, der oft in Gräbern dieser Zeiten angetroffen wird, es ist aber auch ein Beweis, daß der Hügel in einem Zug errichtet worden ist.

Scherben der Nr. 27 vom oberen Kohlenfleck ergänzen sich mit solchen von 28 aus der tiefen Brandschicht unter dem Steinpflaster, s. z. B. das Täßchen **h**. Wenn nun auch der Hügel bis zum Pflaster vielleicht durch die frühere Angrabung zerstört war, so war doch die Brandschicht ungestört, und so beweisen die oben und unten zusammengehörenden Scherben, daß sie nicht aus verschiedenen Zeiten herrühren und daß der Hügel in einem Zuge errichtet wurde. Naturgemäß gilt das gleiche für die Bestattungen oben und die Brandleichen unten. Damit entfällt jede Möglichkeit der Annahme einer Nachbestattung, und trotz der erwähnten Randstückchen kann auch die Keramik nur aus ein und derselben Zeit stammen.

Ergebnis: Hügel I, ein in allen Teilen gleichalteriges Grabmal der Hallstattstufe C 850—700 v. Chr.

Der Zweck der kleinen durchlochten Hohlringe von Bronzeblech ist unbekannt, vielleicht gehörten sie zur Kleidung. Spiralig gewundene Bronzeröllchen ähnlich dem hier gefundenen waren in der viel älteren Bronzezeit besonders häufig, wo sie bei Halsketten Verwendung fanden. Die Schlangenhalsfibel ist nichts Seltenes bei den Illyrern der jüngeren und jüngsten Hallstattzeit; sie diente wahrscheinlich dem Zusammenhalten der Kleidung.

HÜGEL II

Grabbau: Durchm. 20 m, Höhe 1,5 m. Der innere Kern durchweg aus Steinen aufgebaut.

Brandschichten: Eine schwache Brandschicht in 2 m Tiefe, Brandflecken in den oberen und Außenteilen des Hügels.

Leichen: Teile von vier Menschenschädeln in 50 bis 80 cm Tiefe sowie in der unteren Brandschicht; Extremitätenknochen. In der unteren Brandschicht kalzinierte Knochen. — Knochen eines jungen Schweinchens.

Metallfunde: Bei den oberen Bestattungen sechs große Hohlohrringe, sog. Stöpselhohlringe S. 187 24, eine Paukenfibel —5, eine Fibelnadel, zwei Bronzehohlringe und einige Kleinig-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

keiten. In der unteren Brandschicht ein Eisenschwert S. 187 1 mit Ortband von Weißbronze — 2 und ein kleines Bronzeringchen.

Keramik: **a** Henkeltasse, hochglänzend graphitiert aus Scherben der Fund-Nr. 25 in der unteren Brandschicht; schräge, scharf ausgeprägte Kannelierung auf dem Rücken und kannelierter Henkel[1]; 6 cm hoch — 10 cm Randdurchm. — 3,5 cm Bodendurchm. Eine ähnliche zweite im Scherbenmaterial.

b nicht wiederherstellbare Tasse aus Scherben der Fund-Nr. 27 (oben) und 30 (unten); innen und außen mit terrasigillatenrotem Ton überzogen; Henkel massiv, mit kleiner Durchlochung; unter dem Hals zwei breite, energische Hohlkehlen. Ungefährer Durchmesser 16 cm, ungefähre Höhe 8,5 cm.

Bei der gleichen Fund-Nr. 27 Scherben eines hellsemmelfarbenen Gefäßes mit Mäusepfötchenornament.

Viele Scherben, fast ausschließlich mit Typen der Stufe C. Bei den Scherben der Fundnummern 20, 25, 30 Stücke eines großen Tonkessels, graphitiert, mit Rasterlinienornamenten an Hals und Rücken; Scherben eines reich ornamentierten Gefäßes wie S. 203 XVI **b**, das sog. „Danaidenfaß".

Zeitstellung: Die Bronzen, sämtlich obenauf gefunden, sind bezeichnend für Stufe D, Schwert und Ortband dagegen typische Leitformen der Stufe C. Das scheint dafür zu sprechen, daß obenauf eine Nachbestattung stattgefunden hat.

Bei den keramischen Funden sind die Umstände nicht klar. Die Fundnummern 20, 27 wurden im oberen Teil des Hügels angetroffen, unten in der Brandschicht lagen 25, 30. Die Scherben des semmelfarbenen Gefäßes mit den Mäusepfötchen, ebenso solche des Tonkessels mit den Rasterlinien lagen oben bei 27 und das sind, wie man annimmt, alte Formen. Scherben der Tasse **b** lagen bei 30, in gleicher Tiefe wie das Eisenschwert; sie ist eine sehr späte Form, ähnlich dem Billendorfer Typus bei Pič Tafel 45, 7, der in Böhmen zu Latène A gehört.

Die Bestattungsform ist die der Stufe C; die magere, schüttere Brandschicht begegnet öfter in Stufe D, ohne aber hier die Regel zu bilden.

Es sind demnach zwei Möglichkeiten: entweder war der Hügel so sehr gestört, daß das obere zu unterst kam, und dies könnte durch eine Nachbestattung bewirkt worden sein; oder alle Sachen sind gleichalterig, dann wäre bei unseren illyrischen Hallstattleuten das alte Eisenschwert noch in Stufe D geführt worden. Das letztere ist mir wahrscheinlich, läßt sich aber nicht beweisen.

Die Zeit der Errichtung und ebenso ob er zweimal benützt worden ist, bleibt demnach fraglich.

Das lange Eisenschwert tritt in der jüngeren Hallstattzeit auf, die danach auch die Periode der eisernen Hallstattschwerter genannt ist, obwohl Bronzeschwerter noch nicht ganz außer Kurs gesetzt sind. Ortband nennt man das Endstück an der Schwertscheide. Das vorliegende ist von Weißbronze, eine Komposition von hohem Zinngehalt. Als es aus dem Boden kam, war es weiß

[1] Ähnlich bei Hoernes, Urg. d. bild. Kunst 1898 Tafel XXIII 3 aus einem Hallstatthügel bei Oedenburg-Ungarn.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

und glänzend wie jüngst aus Silber gegossen (im Boden oxydiert Silber zu einer schwarzen, unscheinbaren Masse); seitdem hat es trotz Zaponüberzug eine fleckige und unschöne Patina angenommen.

HÜGEL III

Grabbau: Durchmesser 14 m bei 1,4 m Höhe; am Umfang gestellte Steine, ein unregelmäßiger Steinkranz. Ein Steinpflaster in 1,8 m Tiefe.

Brandschichten: Eine mächtige Brandschicht in 2 m Tiefe, also 60 cm unter dem heutigen Waldboden, durch den ganzen Hügel; eine obere Brandschicht in 90 cm Tiefe.

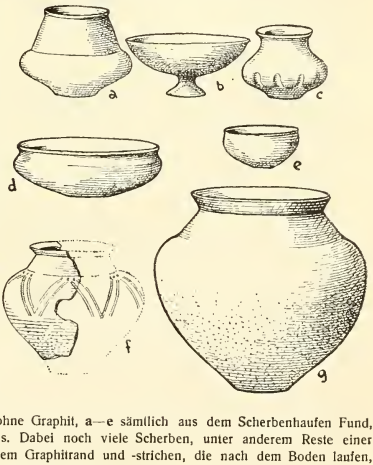
Leichen: Ein Kinderschädel im Nordostteil des Hügels; gegen die Mitte Bruchstücke von drei Schädeln Erwachsener und sonstige Knochen. — Unterkiefer von (Torf?) Schaf und Reh **13** oben. In der unteren Brandschicht Gefäße mit weißgebrannten Knochen.

Metallfunde: Obenauf: Reste eines Eisenmessers; von Bronze zwei Schlangenfibeln Abb. Seite 187 **7**, eine Punze — **22**, einige Kleinigkeiten von Bronze, ein Bronzenagel, eine Kniefibel mit spitzem Buckel[1] Abb. — **6**, an einem Oberarmknochen zwei grobe, vierkantige Armreife in Steigbügelform.

In der unteren Kohlenschicht: Drei Toilettestäbchen Abb. — **16**, eine Pinzette Abb. — **14**. — Ein Flintkratzer von Bandjaspis.

Keramik: Bis zum Jahre 1901 waren fünf Gefäße, die hier nicht weiter berücksichtigt sind, wiederhergestellt; nunmehr sind es 24, da seitdem 19 Stück hinzukamen.

a—e Gefäße aus dem oberen Teil des Hügels:



a Topf mit hohem Hals, graphitiert gewesen; 17,5 cm hoch — 14 cm Randdurchm. — 26 cm Bauchdurchm. — 9 cm Bodendurchm.

b Schale mit ausgehöhltem Fuß, schwache Spuren von Graphitierung außen u. innen; 12 cm hoch — 26,5 cm Randdurchm. — 8,5 cm Durchm. am Fuß.

c Vase, stumpf-schwärzlich-graubraun, dickwandig, stark ergänzt, mit Reliefwülsten in der unteren Hälfte; 14,5 cm hoch — 11 cm Randdurchm. — 19 cm Bauchdurchm. — 7 cm Bodendurchm.

d Schüssel, 10,5 cm hoch — 29 cm Randdurchm. — 31 cm Bauchdurchm. — 9,5 cm Bodendurchm.

e Napf, stark ergänzt; 7,5 cm hoch — 16 cm Randdurchm. — 5 cm Bodendurchm. **c—e** überein dunkelgraubräunlich ohne Graphit, **a—e** sämtlich aus dem Scherbenhaufen Fund, Nr. 19, oberer Teil des Hügels. Dabei noch viele Scherben, unter anderem Reste einer Schale innenseitig mit breitem Graphitrand und -strichen, die nach dem Boden laufen, also eine Sonnenschale.

[1] Beltz, Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln, 14: Kniefibeln Nr. 52 S. 827.

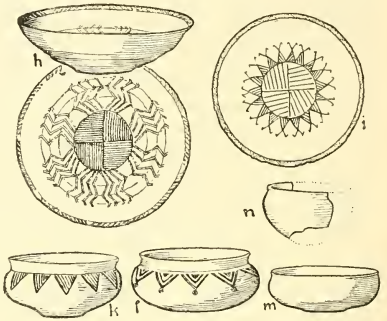
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Im Scherbenhaufen Fund-Nr. 9, gleichfalls oberer Hügelteil, sind noch Reste von zwei bis jetzt noch nicht wieder hergestellten Sonnentellern wie Fig. h; einer mit Graphithochglanz 32 cm Randdurchm. — 11 cm Bodendurchm., der andere sehr viel größer.

Im Scherbenhaufen 20, oberer Hügelteil, u. a. Reste eines großen Tonkessels.

f—m Gefäße aus dem unteren Teil des Hügels:

Die beiden wiederhergestellten Näpfe von 27 sind nichtssagend (ähnlich Festschrift 1901 Tafel 28 III 17).



f Tonkessel, nicht wiederherstellbar, obere Hälfte graphitiert, untere gerauht; ungefähre Maße 30 cm hoch — 18 cm Randdurchm.

g Tonkessel, obere Hälfte graphitiert gewesen, untere gerauht; 41 cm hoch — 30 cm Randdurchm. — 45 cm Rückendurchm. — 15 cm Bodendurchm.

h Sonnenteller mit viergeteilter Sonnenscheibe und vier Gruppen laufender Beinpaare; graphitiert; 10 cm hoch — 39 cm Randdurchm. — 14,5 cm Bodendurchm.

i Sonnenschale, a|s Bruchstück abgebildet Festschrift 1901 Tafel 28 III 18; nicht terrassiert: innen graphitiert; 8,5 cm hoch — 32 cm Randdurchm. — 12 cm Bodendurchm.

k Schüssel, außen und innen hellsemmelfarben, Ornament mit schwarzem Lack aufgetragen gewesen; 11 cm hoch — 23 cm Randdurchm. — 8 cm Bodendurchm.

l Schüssel, graphitiert, in Rädchentechnik ornamentiert; 12 cm hoch — 23 cm Randdurchm. — 8 cm Bodendurchm.

m Schüssel, graphitiert gewesen; 8 cm hoch — 22,5 cm Randdurchm. — 10,5 cm Bodendurchmesser.

n Napfscherben, dunkelgraubraun; ungefähre Maße: 10 cm hoch, 18 cm Randdurchm.

Scherbe s. Tafel L 7, Fund Nr. 17, anscheinend von einem terrassierten, graphitierten Sonnenteller; die in Rädchentechnik eingepreßten Figuren erinnern an Tierbilder der Oedenburger Hallstatthügel bei Hoernes, Urg. d. bild. Kunst 1898 Tafel 28 u. 30. Diese und das folgende, Fund Nr. 39, aus dem unteren Hügelteil.

Das rotgelbtonige Gefäßbruchstück mit dem Ochsenkopffries ist abgebildet 1901 Tafel 28 III 15; der ansa-lunata-Henkel trägt das gleiche Ornament wie Igensdorf 7363 [17].

Was sonst noch an Gefäßen, sowohl aus dem oberen wie unteren Hügelteil wiederhergestellt wurde, sind nichtssagende Formen.

Ergebnis: Ob der Hügel in einem Zug errichtet wurde oder ob die oberen Funde von einer Nachbestattung herrühren, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden. Auffallend sind die im oberen Hügelteil angetroffenen, noch nicht wiederhergestellten zwei Sonnenteller bei 9 und die erwähnten Scherben des großen Tonkessels bei 20; Gefäße dieser Art kommen sonst nur in der unteren Brandschicht vor. Man könnte daran denken, daß der Hügelinhalt durch eine frühere Grabung in Unordnung gebracht war. L. Wunder, der die Meinung vertrat, daß

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

jeder Hügel wie unsere Friedhöfe nach und nach mit Leichen beschickt wurde, bis er voll war,[1] betrachtete eine solche Störung als Beweis für die Richtigkeit seiner Hypothese. Diese Friedhoftheorie ist aber heute verlassen. So läßt sich nur sagen, daß die zwei oberen Sonnenteller und die beiden unteren übereinstimmen, also auch gleichalterig sein sollten.

Zwei Fußschalen der gleichen Art wie **b** gelangen im nächsten Hügel zur Aufzählung; sie sind mit H_3- und H_4-Formen zusammengefunden, die Schale hier in diesem Hügel III kann also gleichfalls für beide Stufen in Anspruch genommen werden. Die Schale **d** kommt Latène nahe und die Vase **c** ist eine Latèneform; nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Hock ist ein ähnliches Gefäß in unterfränkischen Latènefunden vertreten. Scheidemandel fand in der Oberpfalz[2] Reste eines ähnlichen, zusammen mit zwei Kniefibeln, die nach der Fibeltypenaufstellung in die Jahre 700—500 fallen.[3] Von unseren Knie- und Schlangenfibeln gilt das gleiche. Vierkantige Armreife besitzen wir noch aus einem H_4-Grab Holnstein 7116 Abh. der NG. 20. Bd. S. 121.

Die sonstigen Gefäße und Scherben sind reine H_3-Formen, gleichviel ob sie in den oberen oder unteren Teilen des Hügels angetroffen wurden. Der Grabritus spricht für Hallstattstufe C und für die Errichtung des Hügels in einem Zug.

Deshalb: ein Grabhügel nach altem Ritus, errichtet gegen Ende der Hallstattzeit, vielleicht zwischen 650 und 500 v. Chr.

HÜGEL IV

Grabbau: Durchmesser 12 m, Höhe 1,2 m. Steinsetzung am Rand, Steinpflaster in der Mitte, mächtiger Steinbau in der Südhälfte.

Brandschichten: ein breiter, starker Kohlenstreifen unten in 1,2 m Tiefe.

Leichen: Menschenknochen an mehreren Stellen; ein Skelett in 90 cm Tiefe, also 30 cm über dem Kohlenstreifen.

Metallfunde: Das Skelett trug am rechten Vorderarm dreizehn, am linken neun bronzene Steigbügelringe wie Seite 187 **18, 19**; sechs Halsringe, sogen. Halsbergen und neun große Stöpsel-Hohlohrringe, ungefähr wie **24**; weiter fanden sich ein Bernsteinring, zwei Schlangenfibeln wie **7**, eine Gürtelschließe, ein sehr dünnes, auf Leder genietetes Gürtelblech u. einige Bronzekleinigkeiten.

Keramik: Neues ist nicht hinzugekommen: zwei schwarze, innenseitig schwach graphitierte Schalen mit hohlem Fuß, gleich der Schale **b** des vorigen Hügels; eine tönerne Kinderklapper in Kugelform mit Steinchen gefüllt.

Außerdem noch vorhanden eine größere Zahl kleiner, unkennbarer Scherben, von denen aber ungewiß ist, ob sie nicht zu Hügel XV gehören.

Beurteilung: Das Grab einer wahrscheinlich weiblichen Leiche, den Hohlohrringen nach vom Ende der Hallstattstufe C, um 750 v. Chr. oder noch etwas jünger.

HÜGEL V

Grabbau: Durchmesser 15 m, Höhe 1,5 m. Steinbau durch den ganzen Hügel.

Brandschichten: Angaben fehlen.

[1] Abhandlungen d. Nat. Ges. XXI. Bd. 2. Heft S. 58.

[2] Hügelgräberfunde Parsberg 1886 Tafel VII 1 u. Tafel V 3.

[3] Beltz S. 829 Nr. 74, 75 u. Chronologie S. 700 Süddeutschland RD.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Leichen: Skeletteile höher liegend als die Gefäße u. übrigen Funde; Schädel brachykephal, kurzköpfig.

Metallfunde: In der Mitte am Hügelgrund zwei sehr schöne Brustplatten Seite 187 **17**; sechs massive bronzene, hübsch ornamentierte Armspangen. Beim Schädel drei gewundene (tordierte) Halsreife, sieben federnde Ringchen von Bronzeblech, 18 mm Durchmesser mit gestanzten Punkten Abb. Seite 187 **21**; Gürtelschließe **4** von Eisen.

Keramik: Tongefäße in großer Zahl umrahmten die unteren Funde, bezw. umstellten den Raum der Bestattung. Da man aber zur Zeit der Ausgrabung dieses Hügels (1887) nur ganz erhaltenen Gefäßen, kaum aber den Scherben Beachtung schenkte, sind bloß drei Tassen vorhanden, die in der Festschrift 1901 beschrieben und abgebildet sind.

Beurteilung: Aufzeichnungen über den Befund während der Grabung liegen nicht vor, aber soviel ist ersichtlich, daß Hügelbau, Art der Beisetzung und das Ritual die in Hallstattstufe C üblichen sind.

Bemerkenswert ist, daß mit den zwar kleineren, sonst aber ganz ähnlichen Brustplatten des Hügels II in der Sandleite bei Gaisheim[1] ebenfalls drei, mit den Beckerslohern dieses Hügels fast übereinstimmende tordierte Halsreifen gefunden wurden. In welcher Verbindung die Brustplatten mit der Kleidung standen, ist unbekannt.

Eine der kleinen, semmelfarbenen Tassen trägt einen Fries von aufgemalten, koniferenartigen Motiven, der eines Tages eine eigenartige Deutung fand. Der 1905 durch vermeintliche Eolithenfunde bekannt gewordene Kantor Rabe in Biere bei Quedlinburg teilte uns mit, daß hier eine Inschrift in irischen, also keltischen Oghamzeichen vorliege. Er las: ut ohl et cua laa, „durch Gott Leben (und das) Geheimnis des Tageslichts". Das Ogham ist die alte Nationalschrift der Iren, die vom 4. bis zum 9. nachchristlichen Jahrhundert ähnlich den Runen des germanischen Nordens üblich waren, also 1200—1700 Jahre jünger ist als unser Gefäß. Zeitlich war von vornherein keine Möglichkeit zu der Rabeschen Hypothese vorhanden; immerhin zogen wir Erkundigung ein bei englischen Forschern. Sie bezeichneten die Auslegung als eine „Pickwickian Story", als eine Burleske.

Ähnliche Ornamente an Urnen hatte schon 1885 Lepkowski in Krakau für Oghamzeichen erklärt.[2]

Der Grabhügel gehört sicher der Hallstattstufe C an.

HÜGEL VI

Grabbau: unregelmäßig, Durchmesser nach einer Seite 9, nach der anderen 7 m, Höhe 1 m. Steinbau. Durch eine frühere Grabung angegriffen.

Brandschichten: In 1 m Tiefe eine dünne Kohlenschicht durch den ganzen Hügel.

Leichen: ein Skelett 25 cm über der Kohlenschicht und sonst einige verstreute Knochen.

Metallfunde: ein dicker Eisenring am rechten Knie, ein ebensolcher in der Beckengegend der Leiche; ein dritter Eisenring; an den Armen und auch sonst Bronzereifen; außerdem ein Eisenmesser Seite 187 **3**.

Keramik: aus wahrscheinlich zu diesem Hügel gehörigen Scherben konnte seit 1901 ein großes Gefäß, das durch Tassenform auffällt, wiederhergestellt werden. Hals und

[1] Festschrift 1913 Taf. 28 7366 [1 a b] Text S. 109 u. 161.

[2] Zeitschrift f. Ethnol. 17. Bd. 1885 S. 116.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Rücken graphitiert, nach unten stumpftonig; 25 cm Höhe, 30 cm Randdurchm., 35 cm Rückendurchm., 13 cm Bodendurchm. Von früher her schon vorhanden eine dunkelbraungraue Schale 7,5 cm Höhe, 25 cm Randdurchm., 10,5 Bodendurchm. und zwei kleine semmelfarbene Täßchen mit einem Fries von Tupfen oder Blättern in schwarzem Lack.

Unter den übrigen Scherben Reste eines großen Tonkessels mit kreisrunden O Eindrücken am Rücken.

Beurteilung: Ein Hügel der Hallstattstufe C 850—700 v. Chr.

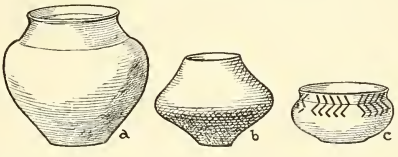
HÜGEL VII

Grabbau: Durchmesser 15 m, Höhe 1,35 m; außen ein unregelmäßiger Steinkranz, innen Steine von unten bis zur halben Höhe. Von früher her angegraben.

Brandschichten: Am Grund des Hügels 1,35 tief eine mächtige Kohlenschicht; 40 cm höher eine schwächere.

Metallfunde, Keramik: Im Protokoll heißt es: „Knochen und Scherben fanden sich meistens zerstreut und aus den wenigsten wird sich etwas Zusammenhängendes zusammensetzen lassen. Von Bronze war nur einmal eine schwache Spur (Fibelnadel) zu erkennen."

Zu den 1901 abgebildeten Gefäßen, nichtssagende H_3-Formen, sind seither vier weitere gekommen: **a** dickwandiger, stumpf-schwärzlichgrauer Tonkessel 28 cm hoch, 19,5 cm



Randdurchm., 12 cm Bodendurchm., **b** ein ebensolcher Topf 18 cm hoch, 14 cm Randdurchm., 25,5 cm Bauchdurchm., 10,5 cm Bodendurchm., **c** eine Schüssel rot mit schwarzem Ornament, 14 cm hoch, 19,5 cm Randdurchm., 9,5 cm Bodendurchm. Das vierte Gefäß ist eine Tasse gleich den 1901 abgebildeten.

Die nichtgraphitierten Gefäße **a** und **b**, die rote Schüssel **c**, sind späte Typen, H_4. Dem Begräbnisritus nach ist es ein Hügel der Leute von H_3, die noch im sechsten, bezw. siebenten Jahrhundert nach dem Ritus des achten und neunten begruben.

HÜGEL VIII

Vermittelst zusammenpassender Scherben- und Bronzebruchstücke der Sammlungen in Ansbach und Nürnberg ließ sich zweifellos feststellen, daß unser Hügel VIII bei Haas 1837 der Hügel II war; es ist dies darum wichtig, weil unsere Nachgrabung 1893 die Teile des Pferdchens zutage förderte, von welchem im zweiten Teil ausführlich zu sprechen ist. Er verdient daher auch eingehende Würdigung.

Die Festschrift von 1901 S. 265 zählt nur die Tonware in Nürnberger Be-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

sitz richtig auf; wie sich aus dem wiederaufgefundenen Grabungsprotokoll und an Hand der Ansbacher Sammlung feststellen ließ, sind die Metallfunde irrtümlich bei Hügel XV veröffentlicht worden.

Die Grabung von 1837 schildert der VIII. Bericht des Historischen Vereins Ansbach: „Nach Hinwegnahme einer Erdschichte von ungefähr 3 Fuß zeigte sich ein Steinkreis, welcher acht Fuß tief bis auf den Boden reichte und einen runden Kessel bildete. In diesem Kessel folgten mehrere Erd- und Steinlagen aufeinander und in den ersteren fanden sich eine Menge Gefäße, welche aber, ungeachtet der angewendeten Vorsicht, zerfielen, bis auf einige kugelförmige Gefäße, welche man ganz erhielt. [Sie sind nicht mehr vorhanden.]

Am merkwürdigsten aber war in einer Erdschichte mitten in dem Kessel die Entdeckung eines vollständigen Menschengerippes, dessen Haupt nach Osten gekehrt war und welches an den Hals- und Brustknochen sieben, an jedem Vorderarm zwölf, an den beiden Unterschenkeln sechs, zusammen 37 schöne und vollständig erhaltene Ringe von Bronze trug. Außerdem fanden sich an dem Gerippe noch sehr verweste Teile eines Gürtels, ein Bronzeblech auf der Brust und an der rechten Seite ein in Rost aufgelöstes, einschneidiges Schwert von 3 Fuß Länge. Sonst wurden noch weiters viele menschliche Gebeine, Geschirre von mancherlei Formen, teils von groben, schwarzem Ton, teils von feinerer Erde, mit Graphitglanz überzogen, ohne und mit Verzierungen von Linien und Rauten — dann bronzene kleine Kugeln in der Größe einer Kirsche, Nadeln, Agraffen, Fibeln, Ohr- und andere Ringe von Bronze ausgebeutet.

Ganz gleiche und ähnliche Gegenstände haben sich auch bei Eröffnung eines zweiten und eines dritten auf gleiche Art konstruierten Grabhügels im Beckersloh gefunden."

Die meisten der erwähnten Gegenstände sind in der Ansbacher Sammlung im Original erhalten und die Nürnberger besitzt Nachbildungen davon; es fehlen nur die Kugeln von Bronze, das Bronzebrustblech, das einschneidige Eisenschwert und die Gefäße.

Nach diesem Erfolg der Ausgrabung von 1837 mußte für unsere Grabung nur noch eine armselige Nachlese übrig bleiben. Es ist interessant, den begreiflicherweise etwas resigniert klingenden Grabungsbericht J. Wunder's zu lesen; ich gebe ihm daher selbst das Wort: „Infolge der alten Ausgrabung waren die meisten Knochen und Urnenscherben zerstreut, ein Urnenscherben südsüdöstlich war von besonders schönem Schwung und schöner Ornamentierung (unser Pferdchen!); da er aber in einem Haufen in den alten Durchstich hineingeworfener Steine lag, so konnten keine weiteren an ihn passenden Stücke gefunden werden. [Sie fanden sich bei Überarbeitung des Scherbenmaterials 1911.] Gegen die Mitte zu bestand der Hügel fast nur aus Erde.

Eine Brandschicht zog sich am Boden durch den ganzen Hügel, die gegen die Mitte zu außerordentlich mächtig wurde und die Erde verfärbt hat.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Ein Rückenwirbel und Rippen mit Patina, welche sich, ohne weitere Knochen, südöstlich fanden, gaben das erste Anzeichen von Bronzen. Später fand sich hier ein Stückchen Bronzeblech, Gürtelblech. [Dies Stückchen paßt zum Gürtelblech der Ansbacher Sammlung und ist der sichere Beweis, daß die Haas'sche Hügelnummer II mit unserer Zählung Hügel VIII gleichbedeutend ist.] Südlich, 5 m von der Mitte, fanden sich Knochen mit Patina und ein hohler Bronzering. Südlich 4 m von der Mitte, wahrscheinlich zur vorigen Leiche gehörig, fand sich eine Fibel und eine Bernsteinperle.

Östlich 4 m von der Mitte auf der Brandschicht fand sich ein Eisen, bei 4,5 m ein Bronzestückchen. Nordwestlich sind lose Steine mit Löchern dazwischen, offenbar bei der früheren Ausgrabung hineingeworfen; darüber Knochen und Scherben ohne Zusammenhang.

Nordöstlich 1 m von der Mitte ist die Brandschicht am Boden sehr stark, die Kohlen liegen 30 cm hoch. Das dürfte der Verbrennungsplatz einer Leiche gewesen sein. Hier fanden sich mit schwarzen Urnenscherben viele Bronzen (Fibeln, Ringe, Bronzeperlen), alle voll Oxyd und durch Feuer stark beschädigt. [Es sind die bei Hügel XV in der Festschrift 1901 abgebildeten Bronzen, jetzt mit Hügel VIII wieder vereinigt, insgesamt 11 Stückchen von dieser Stelle.]

Südlich 1 m von der Mitte und 1 m über dem Boden fand sich eine prächtige Bronzefibel. In der Mitte am Boden mächtige Urnen in großen zusammenhängenden Stücken.

Das Meiste war infolge der früheren Ausgrabungen zerstreut und unzusammenhängend, nur am Boden, wohin die früheren Ausgrabungen nicht gelangten, waren zusammenhängende Stücke, hier fanden sich aber keine Knochen, da der mächtige Leichenbrand alles Oxydierbare zerstört hat. In höherer Schicht fanden sich Knochen und die schöne Perlenfibel [?], Bernstein, gut erhalten, das meiste aber war durch die frühere Ausgrabung entfernt oder zerstreut."

Danach ergibt sich folgendes:

Grabbau: Ungefährer Durchm. 19 m, Höhe 2,4 m. Steinbau, wenn auch nicht näher mehr feststellbar.

Brandschichten: Eine mächtige untere Brandschicht durch den ganzen Hügel, anscheinend mit einem Scheiterhaufen. v. Forster erwähnt noch eine zweite kleinere, höher gelegen.

Leichen: Oben eine bestattete, in der unteren Brandschicht eine verbrannte Leiche.

Metallfunde: Von den erwähnten 37 Ringen sind in Ansbach im Original, in Nürnberg

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

in Nachbildung 32 vorhanden und einige Bronzestücke, dann eine Bandfibel s. umstehend — **24** und der Bronzegürtel.

Aus der Nürnberger Grabung von 1893 sind im Original vorhanden: ein Ringbruchstück, eine Bronzepinzette, zwei Bronzenadeln mit kleinen Köpfchen, eine Vogelkopffibel, eine Armbrustfibel,[1] das erwähnte ergänzende Stückchen Gürtelblech, ein Eisenzängchen s. umstehend — **27**, die Bernsteinperle — **26** und elf Stückchen in Feuer gelegener und bis auf eines unkenntlich gewordene Bronzefragmente. Das letztere ist zwar auch verstümmelt: eine halbrunde massive Spange runden Querschnitts, an einem Ende mit verbogener, am anderen mit abgebrochener Doppelscheibenspirale. Kenntlich in der Form, aber seinem Zweck nach ein unbestimmbarer Gegenstand, umstehend — **25**.

Keramik: Wunder führt mächtige Urnen in großen zusammenhängenden Stücken in der Mitte am Boden an. Solche fanden sich zwar im Scherbenmagazin, doch ohne Hügelangabe. Was sich davon zusammensetzen ließ, ist weiter unten bei den Gefäßen „Hügelnummer unbekannt" aufgeführt und möglicherweise gehört einiges hierher.

Zu den in Festschrift 1901 Tafel 30 abgebildeten keramischen Originalen: dem Kugelgefäß und dem Sonnenteller (s. hier Tafel XLIX **1**, **4**) sind seitdem die Ergänzungen am Pferdchen gekommen, Tafel LI.

Aus der Ansbacher Sammlung stammen folgende Abgüsse aus Hügel VIII: eine flache Schale mit weiß eingelassener Ornamentik auf stumpf-grauschwarzem Grund; 28 cm oberer Durchm., 34 cm Bauchdurchm., 9 cm Durchm. des Omphalos-Bodens; 9,5 cm hoch; stark ergänzt. Außerdem fünf Teilstücke von Gefäßen, wie sie in der hiesigen Hallstattkeramik sonst nicht vorzukommen pflegen, s. die Abbildungen Tafel **L 1—4**.

Das Kugelgefäß, der Sonnenteller, das Pferdchen und das Bruchstück **3** gehören sichtlich zusammen: sie sind im Ton gleich fein geschlemmt, die Ornamente einheitlich und sorgfältig ausgeführt; alle graphitiert oder es gewesen, reine H_a-Ware. Vielleicht ist auch das Bruchstück der kleinen Tasse L **3** mit dem Fischgrätenornament, das sich an Bruchstücken eines großen Gefäßes aus Hügel X s. Taf. L **5** zu Rauten häuft, hierher zu rechnen.

Die übrigen Gefäßreste sind auch einheitlich unter sich. Die Schale L **4** gleicht in der Form einer ähnlichen vom Hirschberg bei Behringersdorf aus einem Hallstatt D-Grabhügel, hat aber keinen Fuß, sondern statt dessen einen Omphalos. Ähnliche Gefäße, wenn auch mit anderem Ornament, finden sich in den Gräbern von Plátenice in Böhmen schon in H_3,[2] doch scheinen mir Schalen aus den Rheinlanden, die latènezeitlich sind, näher zu stehen.[3] Ich weise sie dieser Zeit zu.

Die Scherbe Tafel L **2** mit den Fingernageleindrücken ist latènezeitlich.[4]

Die kleine Vase Tafel L **1** mit dem Zäpfchen am Boden legt die Annahme nahe, daß ihrer mehrere einem gemeinsamen, flachen Untersatz aufgesteckt waren. Auf einem Gefäß von Monzernheim-Rheinhessen[5] trägt der Rücken acht solcher Becherchen, aber ein Vergleich läßt sich nicht ziehen, weil dort jedes durch eine Öffnung im Boden mit dem Innern des Gefäßkörpers in Verbindung steht, wogegen das unsrige ohne solche und ein in sich abgeschlossenes Gefäß ist. Gehörten wirklich mehrere solcher Zwillings- oder Dril-

[1] Die im Wunder'schen Protokoll erwähnten zwei Fibeln sind auch in einem handschriftlich vorhandenen „Hand- und Zugangs-Katalog zur Anthropologischen Sammlung" von Aug. Stöhr 1893 S. 57 als zu Hügel VIII gehörig aufgeführt und gekennzeichnet als „eine Vogelkopf- und eine Armbrustfibel, beide ohne Nadel". Durch Zufall ist das Inventar der Hügel VIII, IX u. XV durcheinander geraten und dadurch kam Unklarheit in die Hügelbestände. So gut es ging, wurde dies bei der Neuaufstellung auszugleichen versucht und deshalb weichen die Angaben hier in diesen Punkten von denen der Festschrift 1901 ab. Die Armbrustfibel ist abgebildet Festschrift Tafel 18 IX 2. — [2] Pič, Die Urnengräber Böhmens Tafel 37, 7.

[3] Altertümer u. heidn. Vorzeit V Tafel 8 Fig. 134, 135, 147.

[4] Eine Scherbe mit ähnlicher Dekoration Jhrbch. d. histor. Vereins Dillingen 31 1918 S. 56 Fig. 2 ist Latène C, ca. 200 v. Chr.; eine andere im Certosawerk von Zannoni Tafel CII Fig. 1 mit einer Paukenfibel zusammen wäre dort gleich unserem H_4.

[5] Altertümer u. heid. Vorzeit III IX II 1.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

lingsbecher zu einem Gebilde, so würde das vielleicht an griechische Gefäßformen erinnern, bei denen jeder einzelne solcher Napf zur Aufnahme verschiedener Gewürze und Flüssigkeiten diente.[1]

Stilistisch gehört unser Väschen der Latène A-Stufe an.

Das Bruchstück Taf. XLIX 2 als Griff eines Deckels zu denken verbietet sich, denn der Hals ist hohl, wie der Ausguß eines Gefäßes. Vielleicht war es das Bodenstück eines sog. „Danaidenfasses", wie 7503 I S. 203 XVI b.

Ergebnis: Trotz der bei diesem Hügel besonders bedauerlichen Verwirrung scheint mir sichergestellt, daß er ursprünglich in einem Zug errichtet wurde. Die reiche Bestattung und die verbrannte Leiche mit den Scheibenspiralen sind gleichalterig, Zeit der reinen Hallstatt C-Stufe, 850—700 v. Chr.

Die Bestattung ist dem reichen Schmuck nach: Steigbügelringe an den Armen, Halsberge, Gürtelblech (wie in Hügel IV) diejenige einer Frau. Da auch das Pferdchen zu ihren Beigaben gehört, das, wie sich zeigen wird, ein religiöses Symbol darstellt, so ist sie als eine sehr fromme Frau, wenn nicht gar als eine Frau von priesterlichem Rang gekennzeichnet.

Die Armbrustfibel[2] ist bemerkenswert, denn sie stellt das jüngste Stück unserer heimischen Vorgeschichte dar, schematisch der Zeit von 400—300 v. Chr. angehörend, der Latènestufe B. Aus diesen späten Jahrhunderten hat der heimische Boden bis jetzt keine weiteren Funde ergeben. In Verbindung mit den latènezeitlichen Scherben und der Schale ist die Annahme unabweisbar, daß Hügel VIII zur Latènezeit eine Nachbestattung aufgenommen hat.

Welchen von beiden Bestattungen die Vogelkopffibel zuzuweisen ist, bleibt unentschieden, doch halte ich dafür, daß sie der Priesterin eher als der Nachbestattung gehörte.

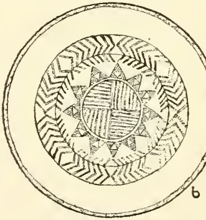
HÜGEL IX

Grabbau: Durchm. 11 m, Höhe 1,5 m. Steinbau, Steinpflaster.

Brandschichten: oben eine schwache, unten eine stärkere.

Leichen: ein Schädeldach, einige Extremitätenknochen.

Metallfunde: über die Funde hat der damalige Grabungsleiter im Protokollbuch I der Anthropolog. Sektion der Naturhistor. Gesell. S. 181 berichtet; er nennt nur Zangen, einen Reif und drei Schwanenhalsnadeln gleich S. 187 10. Ob das, was jetzt sonst noch beigefügt ist: eine Bronzepunze S. 187 23, eine Vogelkopffibel, ein Eisenring und die Spitze der Stange eines Hirschgeweihes, wirklich zu diesem Hügel gehört, ist somit fraglich.



b

Keramik: Der in der Festschrift 1901 abgebildete Topf ist falsch gezeichnet; er hat dort durch Außerachtlassung des geradlinigen Halses Latèneform erhalten. Die hier wiedergegebene Zeichnung zeigt den Hallstatttypus. In Fragmenten sind hinzugekommen: drei graphitierte Henkeltassen, ein großer Tonkessel, ein graphitierter Sonnenteller, reich ornamentiert. Die sonst noch vorhandenen Scherben führen ebenfalls Ornamente nur der H_3-Stufe.

a

[1] Dasselbe, Textband. — [2] Abgebildet Festschrift 1901 Taf. 18 Hügel IX 2.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Zusammenfassung: Von den Zweideutigkeiten abgesehen, zu denen die unvollständige Aufzählung des Inventars im Protokollbuch und die unrichtige Zeichnung Anlaß geben, durchaus ein Hügel der H_3-Stufe.

HÜGEL X

Wurde schon 1837 durchgegraben.

Grabbau: Durchm. 22 m, Höhe 2 m; am äußeren Rande Steinkranz mit teilweise radial gestellten Steinplatten.

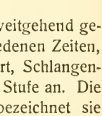
Brandschichten: Wunder gibt außer der großen, am Boden durch den ganzen Hügel reichenden Brandschicht eine kleinere an über ihr und zwei kleinere unter ihr im gewachsenen Boden.

Leichen: Im Horizont der kleinen oberen Brandschicht Reste mehrerer bestatteter Leichen; vorhanden sind erhebliche Reste von zwei Schädeln, deren einer mit dem Längenbreitenindex von 71 dolichokephal, der andere mit 75 mesokephal ist. Leichenverbrennung war nicht feststellbar. Bei den Leichen Knochen von einem erwachsenen Schwein.

Metallfunde: fünf Bronzearmreife S. 187 **20**, ein kleiner Bronzering, eine Schwanenhalsnadel wie — **10**, eine Bronzenadel mit hohlem Kopf **12**, ein kleiner Eisenring, ein Stück einer eisernen Schwertscheide, ein Stückchen schmaler Lederriemen mit Bronzenieten, ein zugeschlagener Hornstein sind die aus unserer Grabung herrührenden Funde, Originale. Von Nachbildungen aus der Ansbacher Sammlung sind vorhanden: eine Bronzeschlangenfibel wie — **7**, drei Schwanenhalsnadeln wie — **10**, das Bronzefragment eines Geschirr(?)teiles, Hohlohrring mit Bommeln in Form kleiner Rollen, und einige Bommeln ohne Ohrring; ein großes Eisenschwert der üblichen H_3-Form — **1**.

Vorhanden, aber im Grabungsbericht nicht genannt, ist eine in Stücke gebrochene und geschrumpfte, nahezu in Braunkohle, Lignit, verwandelte Stange Holz, die ungefähr 35 cm lang war. Es ist, wie Prof. Dr. Gothan-Berlin zu bestimmen die Güte hatte, Holz der Fichte, Picea excelsa.

Keramik: Das vorhandene Scherbenmaterial führt die gebräuchlichen H_3-Ornamente, mehrere Fragmente feintoniger, innen und außen roter Schalen, eine mit kanneliertem Henkel, Randdurchm. etwa 14 cm, Bauchdurchm. 17,5 cm, Bodendurchm. 7 cm, Höhe 8 cm; Fragmente von Schöpftassen mit Graphithochglanz; Scherben eines oder mehrerer hellfarbener, rötlich-toniger Gefäße mit durchlochtem Warzenhenkel, also bronzezeitlich und ferner drei Scherben mit demselben Fischgräten-, zu Rauten zusammengestellten Ornament in tiefem Kerbschnitt, von dem größere Stücke in der Ansbacher Sammlung liegen; dort mit der Angabe Hügel II, demselben, aus dem auch das Pferdchen stammt: das beweist, daß der Inhalt der verschiedenen Hügel schon 1837 von Haas verwechselt worden ist. Es sind die Reste eines großen, reichornamentierten Tonkessels; das bei uns fremde Ornament ist in Südwestdeutschland häufig, sein hiesiges Vorkommen auffällig; unsere keramischen und Ornamentformen haben sonst, soweit sie nicht landläufig sind, ihre Verwandtschaft in Ost und Südost. Abbildung Tafel L Fig. 5.



Ergebnis: Obwohl der Hügel durch die Grabung von 1837 weitgehend gestört war, ist es doch so gut wie sicher, daß er nicht zu verschiedenen Zeiten, sondern in einem Zuge errichtet worden ist. Keramik, Eisenschwert, Schlangenfibel, Schwanenhalsnadeln gehören der H_3-, die Ohrringe der H_4- Stufe an. Die Armreife mit den Knöpfen sind noch etwas jünger, man bezeichnet sie als Latène A-Formen, sie finden sich aber in unserem Gebiete schon in H_4. Der Bestattungsritus ist zweifellos der von H_3. Die bronzezeitlichen Scherben dürften beim Bau dieses Grabmals mit dem Schutt in den Hügel gelangt

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

sein, wie anläßlich eines ähnlichen Vorkommens an anderer Stelle ausgeführt wurde.[1]

Alles in allem: ein Grabhügel, der von Nachkommen der H_3-Bevölkerung zur Zeit der Hallstattstufe D, 700—550 v. Chr., errichtet wurde, als man zwar noch alte Gegenstände und Gewohnheiten besaß, aber die neueren auch schon eingeführt waren.

HÜGEL XI

Grabbau: Durchm. 9 m, Höhe 0,9 m; aus Erde und Steinen errichtet.

Brandschichten: in 0,6 m Tiefe eine starke Brandschicht; außerdem werden noch „Brandschichten", also wohl kleinere Brandflecke erwähnt.

Leichen: beerdigtes Skelett, hoch liegend und wenig davon erhalten. Leichenbrand gelangte nicht zur Beobachtung.

Metallfunde: wenige Bronzefragmente ohne Bedeutung, ein einfacher Bronzering, ein Hohlohrring.

Keramik: einige wenig charakteristische Gefäße, die sowohl H_3 wie H_4 angehört haben können; Scherben großer Tonkessel, ein Terrassenteller ohne Sonnenornament, Scherben semmelfarbener Gefäße und solcher mit weichem, rundlichem Profil, eine Scherbe mit Warzenhenkel.

Ergebnis: Im Ganzen nicht sehr charakteristisch; Zeitstellung Ausgang der H_3-, Beginn der H_4-Stufe, also wohl 750—700 v. Chr. Die Scherbe mit dem Warzenhenkel ist bronzezeitlich. (Siehe die Bemerkung bei vorigem Hügel.)

HÜGEL XII

Grabbau: Durchm. 10 m, Höhe 1,9 m; mit Steinen durchsetzt.
Ein Kohlenstreifen, Skeletteile, keine Metallbeigaben.

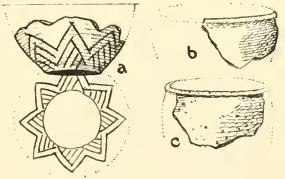
Die Keramik H_3- und H_4-Ware gemischt; u. a. Scherben eines sehr großen Tonkessels, oberer Teil Graphithochglanz, untere Hälfte gerauht.

a untere Hälfte eines braungrauen Tonkessels mit Sonnenornament, 11 cm Bodendurchm.

b Scherbe einer Schale, stumpf schwärzlichgrau.

c Scherbe eines dickwandigen, braungrauen Gefäßes, Topfes von löcherigem Ton; oberer Durchmesser ungefähr 22 cm.

Alle drei Fragmente H_4.



Ein Hügel der H_4-Bevölkerung zwischen 700 und 550 v. Chr.

HÜGEL XIII

Grabbau: Durchm. 14 m, Höhe 1,5 m. Steinbau, am Rand von einem Steinkranz umstellt.

Brandschichten: nur eine große Brandschicht am Grunde des Grabes.

Leichen: Den Resten von drei Schädeln nach zu urteilen drei bestattete Tote; zwei Urnen mit Leichenbrand.

Metallfunde: ein derber Bronzenagel, eine Nadel mit kleinem Schälchenkopf S. 187 **11**, ein Toilettestäbchen — **15**.

[1] Abhdlgen d. Nat. Ges. Bd. 21 Heft 3 S. 104.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

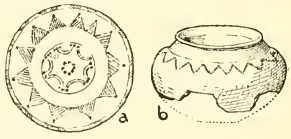
Keramik: Wiederhergestellt sind jetzt 16 Gefäße gegen 9 im Jahre 1901, mit Ausnahme des Tafel L **6** wiedergegebenen Gefäßes nichtssagende H_3-Formen. Dieses, ein kleiner Tonkessel, wie sie sich als Beigaben von Brandleichen öfter finden, außen und innen rot ohne Überfang, wie im Feuer gelegen, von groblöcherigem Ton stark ergänzt; Randdurchm. 20,5 cm, Bauchdurchm. 27 cm, Bodendurchm. 11,5 cm, Höhe 24,5 cm; als Ornament ausgestochene Dreiecke unterm Hals. Unter den Scherben Stücke von großen Tonkesseln und noch mindestens einem Sonnenteller, mit den schon früher wiederhergestellten also sichere drei in einem Hügel.

Ergebnis: Dem ganzen Inhalt nach ein Hügel der reinen Hallstatt C-Stufe, in einem Zug errichtet. Der kleine rote Tonkessel Tafel L Figur **6** ein auch in den anderen Hügeln der Beckersloh in Scherben häufiger Typus, entpricht mittelrheinischen Gefäßformen von H_2 bis H_3,[1] wird also bei uns an den Anfang der Stufe C zu setzen sein. Der Hügel gehört demnach der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts an.

HÜGEL XIV

Eine unserer frühesten Grabungen, kleiner Hügel mit 8 m Durchm., 0,9 m Höhe; Steinbau. Enthielt Skeletteile und nur Scherben.

Wiederhergestellt ist ein Sonnenteller **a**, außen dunkelbraungrau, innen graphitiert gewesen. Randdurchm. 27 cm, Bodendurchm. 12 cm, Höhe 5,5 cm. Das



Ornament des inneren Kreises ist mangelhaft und sehr flach in Rädchentechnik, die Strahlenzacken sind gestrichelt, eine Manier, die in der Beckersloh öfter u. a. auch in Hügel VIII Anwendung fand. Außerdem eine wenig besagende größere Schüssel, Stücke eines Gefäßes mit kanneliertem Henkel. Teile eines hochglänzend graphitierten Tonkessels und einer ebensolchen Schüssel, beide mit Ornamenten wie der Strahlenkranz des Sonnentellers; **b** obere Hälfte eines graphitierten kugeligen Gefäßes, Randdurchm. 17,5 cm, Bauchdurchm. 27,5 cm. Metallbeigaben keine.[2]

Der Keramik nach H_3, 850—700 v. Chr.

HÜGEL XV

Grabbau: Durchm. 13 m, Höhe 1,3 m. Steinkranz, stellenweise Steinpflaster.
Brandschichten: in 1,25 m Tiefe eine sehr starke, in 0,40 m Tiefe eine kleine Brandschicht.
Leichen: Skelettfragmente, also mindestens eine bestattete Leiche.

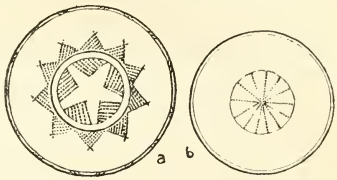
[1] Z. B. Schumacher, D. Hallstattkultur am Mittelrhein; Prähist. Ztschr. XI/XII 1919/1920 S. 134 Meisungen.

[2] Bei der Zeichnung Gefäß **b** ist versehentlich die Füllung des Ornamentes auf dem Rücken nicht angegeben: je zwei Dreiecke haben :::: wagrechte, je zwei ::: schräge Strichelung.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Metallbeigaben: Zu diesem Grab gehörig sind nur die drei Bronzenadelköpfe Festschrift XVIII 1–3 und ein Eisenstückchen. Die dort sonst noch diesem Hügel zugeteilten Bronzen haben sich zu Hügel VIII und IX gehörig erwiesen.

Keramik: Im Grabungsbericht von 1889 ist nur von einer großen Zahl von Scherben roher Art und feinornamentierter die Rede. 1901 war noch kein Gefäß wiederhergestellt.



a Sonnenteller 7,5 cm hoch, 27,5 cm Randdurchm., 10,5 cm Bodendurchm.

b Sonnenteller 5,5 cm hoch, 21 cm Randdurchm., 10 cm Bodendurchm. Beide dunkelgraubraun, innen graphitiert gewesen.

c oberer Teil eines graphitierten Gefäßes mit Fischgrätenornament. Randdurchm. 20 cm, Bauchdurchm. 24 cm.

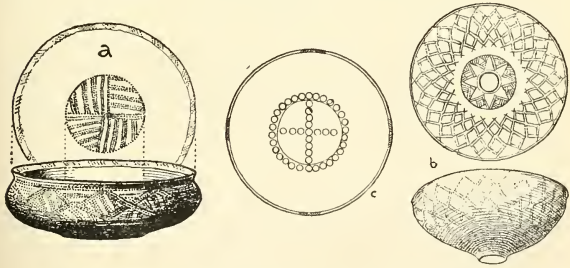
d Henkeltäßchen, hellbräunlichgrau mit einer doppelten Reihe schwarzer Lacktupfen 6,7 cm hoch, 7,5 cm Randdurchm., 3 cm Bodendurchm. Eine ebensolche zweite Tasse ohne Ornament. Außerdem noch eine innenseitig graphitierte Schüssel und

e das Bruchstück eines großen, hellbraunen Tonkessels mit ɾ-förmigem Profil und drei eingedrückten Fingertupfen.

Die Zugehörigkeit der Gefäße zum Hügel ist nicht sicher.

XVI Hügelnummer unbekannt

Unter dieser Bezeichnung sind acht Gefäße in der Nürnberger Sammlung aus Scherben der Beckersloh wiederhergestellt, für welche sich die Hügelnummer nicht mehr ermitteln läßt. Alle sind typisch für Hallstatt C.



a eine Schale, außen graphitiert und ornamentiert, innen stumpf schwärzlichbraun mit dem Sonnenornament; 7,5 cm hoch, Randdurchm. 24,5 cm, Bauchdurchm. 26 cm, 11 cm Bodendurchm.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

b eine Schale, außen und innen Graphithochglanz, außenseitig mit netzartigem Ornament überzogen, nach unten mit einer Ausgußöffnung. 12,5 cm hoch, Randdurchm. 30 cm, Durchmesser der Ausgußöffnung 5 cm.

Eine ähnliche Trichterschüssel wurde im Gstäudi bei Unterrieden, andere sog. „Lochschüsseln" wurden bei Speikern gefunden.[1] Gefäße mit Löchern im Boden bezw. ohne Boden bezeichnet man bei den Griechen als „Danaidenfässer"; man nimmt an, daß sie einem Regenzauber dienten.[2]

c Schale mit einfachem Sonnenornament, nicht terrassiert; innen und außen stumpf schwärzlichbraun, innen graphitiert gewesen; 6 cm hoch, 26 cm Randdurchm., 11 cm Bodendurchm.

Diesen Gefäßen sind eine Anzahl Abgüsse von Bronzen aus der Ansbacher Sammlung zugesellt, meist schwere plumpe Ringe, sowie ein Gefäßdrahthenkel. Sie sollen zu den Beckersloher Funden von 1837 gehören, doch fragt es sich, ob diese Angabe stimmt.

Überblick

Trotz der wenig einheitlichen Grabungsmethoden, der mitunter mangelhaften Protokolle, der Unstimmigkeiten und Verwechslungen ist die gleichartige Ausstattung aller 15 Hügel unverkennbar. Immer in der oft sehr starken Brandschicht am Boden die große Masse der Gefäße gruppiert zum Buffet mit den nie fehlenden großen Tonkesseln und Schöpftassen, allenfalls auch mit Schmuck aus dem Besitz des oder der Toten. Mehr oder weniger hoch liegen die Bestatteten darüber, meist mehrere in einem Hügel und hatten sie bei der Beerdigung noch Schmuck am Leib mit diesem; einige Gefäße und die Wegzehrung, Schaf, Schwein, Reh um oder neben sich. Brandleichen — vielleicht weniger häufig, als sie in den Protokollen erscheinen, denn die kalzinierten Knochen rühren wohl manchmal von Tieren, nicht von Menschen her — immer am Boden, manchmal in Urnen gesammelt, manchmal auf die Kohlenschicht gelegt mit Tellern, Schüsseln und kleineren Tonkesseln umstellt. Kurz: durchgehends das Zeremoniell der Leichenfeier in Hallstatt C und Ornamente, Sonnenteller, die auf die Sonne Bezug haben, in jedem Hügel, alles spricht für gleiche Religion und für Leute gleichen Stammes.

Fast in jedem Hügel sind ältere und jüngere Geräte- und Gefäßformen gemischt; einmal, Hügel XIII, nur ältere Formen allein und, wenn dies nicht Zufall ist, müßte man annehmen, daß er als erstes Grabmal der Sippe in der Beckersloh angelegt wurde. In sieben Hügeln ist nur die Stufe C vertreten, einer (II) bleibt fraglich und sieben andere weisen mehr oder minder Bekanntschaft mit Stufe D auf.

Ob damit die Zeit in jedem Fall richtig eingeschätzt ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen; aber der Schluß ist erlaubt, daß die Hügel zu recht verschiedener Zeit errichtet wurden, nämlich so lange die Leute hier hausten und wohnten, von 850 bis 550 und wohl noch etwas länger. So käme durchschnittlich auf je 20 Jahre die Errichtung eines Hügels. Wer in der Zwischen-

[1] Festschrift z. 18. Anthrop. Kongreß Nbg. 1887 S. 62, S. 71.
[2] Gruppe, Griech. Mythol. u. Religionsgesch. II 1896 S. 831.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

zeit starb, wurde vorübergehend untergebracht, bis die Umstände die Errichtung des Hügels zuließen, der dann zumeist mehrere bis dahin Verstorbene aufzunehmen hatte, denen Grabmal und Totenfeier gemeinsam galten.

Soweit sich aus den Protokollen der Ausgrabungen ersehen läßt, haben in dem genannten Zeitraum etwa 31 Tote die ewige Ruhe hier gefunden. Ihrer 24 wurden bestattet, 7 verbrannt. Das Verhältnis der Bestatteten zu den Verbrannten wäre also 77 1/3 % zu 22 2/3 %; aber die Zahl der Toten war aus den dürftigen Resten nur annähernd zu erfassen.[1] Immerhin läßt sich schließen, daß die zum Friedhof gehörige Siedlung nur klein gewesen sein und kaum mehr als eine Familie umfaßt haben kann.

In dem Zeitraum von 300 Jahren, den die Gräber umschließen, hat sich anscheinend nur wenig geändert; einige neue Formen, einige Anpassungen an neue Moden fanden Eingang. Dazu brauchte es keinen Bevölkerungswechsel und nicht die gezwungene Annahme, daß die Gegenstände jüngeren Charakters im Wege der Nachbestattung, womöglich durch ein anderes Volk an ihren Platz geraten sind. Die einzige nachweisbare Nachbestattung in Hügel VIII vermag daran nichts zu ändern. Zu ganz den gleichen Bedenken und Vorbehalten haben nahezu alle von uns geöffneten Hügel der hallstättischen Illyrer Anlaß gegeben und nur wo es sich um den keltischen Anteil der Stufe D handelt, sind die Merkmale reinlich und unzweideutig anders.

Was die Hallstattstufe C bei unseren Illyrern so langlebig machte, daß ihre Formen auch in Stufe D noch tonangebend sind, war allein eine Folge ihrer Religion, die bis ans Ende des ganzen Zeitraums, bis in sechste Jahrhundert, beim eingesessenen Teil der Bevölkerung in Übung blieb, auch als daneben gelegentlich Siedler eines anderen Volkes mit anderer Religion sich niederließen. Blieb aber die Geistesverfassung sich gleich, welche die religiösen Bedürfnisse bestreitet, so ist es undenkbar, daß man die herkömlichen, ihrem Zweck angepaßten Formen durch neue ersetzen konnte. Keine Glaubensform würde das zulassen, am wenigsten die hier in Rede stehende, für welche der Gefäßkult ein unverletzlicher Bestandteil, ein Glaubenssatz war. Daher mußten die alten H_3-Formen der Gefäße, wo sie Sepulkralzwecken dienten, ebenso wie die darauf angebrachten Ornamente auch dann noch beibehalten und immer wieder neu hergestellt werden, als zu profanem Schmuck und Gerät schon die neuen Moden von H_4 Eingang gefunden hatten.

Einige Sonnenteller tragen eine anders geartete, nur entfernt an die hieratisch-herkömmliche erinnernde, wahrscheinlich späte Ornamentik, Abb. Hügel XV **b**, XVI **c**. Über den Bestattungsritus, zu dem sie gehörten, sind Einzelheiten leider nicht mehr feststellbar. Vielleicht wäre bei schärferem Zusehen auch im Ritus eine Abkehr vom Herkommen (geänderte Brandschicht? andere Aufbahrung?

[1] v. Forster zählt dreizehn Brandgräber; man erblickte noch 1901 in der Brandschicht am Grunde des Hügels den Beweis für eine stattgehabte Verbrennung (Festschrift S. 272, bez. 273).

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

abnehmende Gefäßezahl? andere Typen?), eine Zersetzung des illyrischen Kultus der Stufe C erkennbar geworden.

Der reine Hallstatt D-Kult ist in unserem Gebiet im Vergleich zur Stufe C spärlich vertreten, aber er ist da und man hält seine Träger für Kelten, die von Westen kamen. Man vergleiche die Ausstattung der Gräber von Kasing, von Schönberg, von Creußen mit denen unserer illyrischen Hallstattleute und der Unterschied wird in die Augen springen: hier Reichtum, dort fast völliger Mangel an Gefäßen in den Gräbern.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

II

Das Pferdchen mit der Schale aus Hügel VIII der Beckersloh: Tafel LI

Im vorausgegangenen I. Teil ist dieses Fundes nur nebenher Erwähnung getan und bis zum Jahre 1911 waren auch nur die in der Festschrift 1901 durch v. Forster veröffentlichten Bruchstücke bekannt. Bei Ueberarbeitung der Sammlungen für die Aufstellung im Luitpoldhaus fand ich ergänzende Teile des Körpers und Trümmer der Schale, offensichtlich zusammengehörig. Trotzdem wollte ich die Zusammensetzung nicht in unserer eigenen Werkstätte vornehmen lassen, bat vielmehr das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz um Nachprüfung und gegebenenfalls um Fertigstellung. Das Institut kam zum gleichen Ergebnis und entsprach in dankenswerter Weise dem Wunsch. Einige geringfügige Partien wurden ergänzt: ein Stückchen am Hinterleib des Pferdchens, ein Teil des rechten Vorderbeines und unwesentliche Teile der Schale.

Größe und Beschaffenheit. Die Figur ist vom Hals bis zu den Hinterbeinen 155 mm lang; von der Standfläche bis zum Scheitel 105 mm hoch; der Unterleib ist 20, der Rücken 40 mm über der Standfläche. Länge des Kopfes 21 mm. Durchmesser der Schale 140, Höhe 44 mm.

Pferdchen und Schale von feingeschlämmtem Ton, wie einige der im gleichen Hügel gefundene Gefäße und Scherben; graphitiert gewesen und zum Teil noch, an den von Graphit entblößten Stellen rötlich durchscheinend.

Vergleiche. Plastische Pferdedarstellungen sind nach Hoernes in der Hallstattbildnerei nicht häufig, wohl aber im Süden bei den Italern und im Dipylonstil Griechenlands. Der Größe, der Erscheinung, der Technik und dem Stil nach am nächsten kommen unserem Bild die Tonpferdchen von Zainingen in Württemberg, deren sich vier, zwei männliche und zwei weibliche, in einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit gefunden haben: Goeßler hat sie veröffentlicht, hier Tafel LII 1.[1])

Die Zaininger Pferdchen dienen nicht wie das unsrige einem Nebenzweck: sie tragen nichts, sie ziehen nichts, sie haben nicht als Henkel an Gefäßen gedient, dazu müßten die Beine ganz anders beschaffen sein; Aufsteckfiguren waren es auch nicht, die Darstellungen erschöpfen sich in der Roßgestalt, welcher Goeßler die Bedeutung von Idolen beimißt.[2])

[1] Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer d. OA. Urach S. 144.

[2] „Diese Tonpferdchen sind zu denken als ein Ersatz für den Streitwagen, den man ganz oder in Teilen dem Vornehmen mitgab . . . und zugleich für die nur durch teuren Import zu

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Ein anderes Tongebilde, wie es scheint von gleicher Art, ein 20—30 cm hohes Tonpferd roher Arbeit hat in den achtziger Jahren der Malermeister Ignaz Herlitz-Pottenstein aus einem Grabhügel zwischen Hollenberg und Körbeldorf bei Pegnitz ausgegraben.[1]) Es wurde von dem bekannten Gastwirt Hans Hösch auf der Neumühle nach auswärts verkauft.

Aus anderen Gegenden dürfen als vielleicht vergleichbar die von Hoernes aufgezählten tönernen Pferde aus Althallstattgrabhügeln von Podsemel in Unterkrain genannt werden, deren eines wie das trojanische Pferd auf vier Rädern stand.[2]) Mehr als diese kurze Angabe ist mir leider nicht bekannt.

Zu erwähnen sind ferner die Pferdchen der bekannten Reiterdarstellungen von Gemeinlebarn[3]), die als Aufsteckfigürchen auf einem Gefäß gedient haben. Ich gebe eine Abbildung davon, um die Unterschiede zu kennzeichnen. (Tafel LVII 4). Zu gleichem Zweck die Dipylonpferde auf dem Deckel des Napfes in der ehemaligen Sammlung Arndt, sz. aufgestellt in der Glyptothek in München (Abb. Tafel LII 2),[4] und die von Behn veröffentlichten italischen Pferdchen an der Biga aus einer tomba a camera zu Pitigliano (Abb. Tafel LVII 5), wichtig besonders auch deshalb, weil sie durch die mitgefundenen Vasen schwarzfiguriger Technik in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts datiert werden.[5]) Ebensolche roh ausgeführte Pferdegespanne italischer Abkunft und vom Dipylonfriedhof haben Undset,[6]) von Reitern und Pferdchen gräko-phönikischer Abstammung Ohnefalsch-Richter aus Cypern[7] abgebildet.

Weitaus häufiger sind Pferdeplastiken in Bronze, wie Hoernes an der zitierten Stelle nach S. Reinach ausführt. Sie liegen aber mit Ausnahme des hallstättischen Bronzepferdes von Obrzan bei Brünn (Abb. Tafel LII 3) weitab von Hallstattgebieten und haben anderen Zwecken, als Anhänger usw. gedient. Ein iberisches, von Déchelette veröffentlichtes Bronzepferd aus Calaceite ist insoferne unserem Pferdchen ähnlich, als es gleichfalls auf dem Rücken eine Scheibe trägt. Wenngleich anders in der Darstellung und einem anderen Kulturkreis angehörend, bringe ich auch dies in Abbildung (Tafel LII 4). Es ist annähernd gleichalterig mit unserem Tonpferd.)[8]

Beschreibung. Sowohl der Beckersloher wie die Zaininger Pferdekörper sind plump, mißgestaltet, unwirklich. Nichtsdestoweniger möchte ich sie nicht den Ohnefalsch-Richter'schen „Schneemannfiguren" zuzählen: sie verraten ein gewisses Kunstwollen und haben Stil, was sich beim Beckersloher Pferdchen

gewinnenden Bronzefiguren. Es hat aber die Wahl von Tierchen beider Geschlechter auch einen besonderen Sinn gehabt, der irgendwie religiös zu deuten ist: es waren sicherlich Idole, besonders verständlich bei der Bauernbevölkerung, die hier bestattet war."

[1] Mitgeteilt von seinem Sohn M. Herlitz-Pottenstein.

[2] Urgesch. d. bild. Kunst in Europa 1898 S. 476[3].

[3] Szombathy, Die Tumuli v. Gemeinlebarn; Mitlgn. d. Präh. Comm. Wien I. Bd. 1890 S. 49.

[4] Ein ähnliches Gefäß aus Böotien gibt Schuchardt wieder in der Präh. Ztschr. I 1909 Tafel XIII.

[5] Behn, ausgew. Neuerwerbgn. d. RGCM., Mainzer Ztschr. VIII X 1913/4 S. 7.

[6] Undset, Antike Wagen-Gebilde, Ztschr. f. Ethn. 22 1890 S. 65—69.

[7] Ohnefalsch-Richter, Bericht ü. Ausgrabungen auf Cypern, Ztschr. f. Ethnol. 31 1899 (S. 73—75).

[8] Déchelette, Le culte du soleil aux temps préh. Extrait de la Revue Archéol. 4[e] série t. XIX S. 17.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

allerdings auf den guterhaltenen Kopf und Hals beschränkt. Der übrige Körper nimmt keine Rücksicht auf die Tiernatur, er ist ganz dem Zweck des Tragens angepaßt: ein in die Länge gezogenes Untergestell für die Schale, das gar nicht nach einem Pferdeleib aussieht und vier sehr kurze, plumpe Stützen statt der Beine. Der fehlende Schwanz vergrößert den Abstand von der Natur.

Kopf und Hals sind weit besser; sie erinnern an ein Pferd, drücken aber deutlich Nebenabsichten aus. Dem zierlich modellierten Kopf fehlen Nüstern und Ohren; die großen runden Augen stehen weit vor. Das sind Anklänge an einen Vogelkopf. Dem entspricht auch der Hals, verhältnismäßig länger als ein Pferdehals, rund und walzenförmig im Querschnitt, doch von eleganter Haltung. Die deutlich gewellte Mähne allein ist ein ausgesprochenes Pferdemerkmal.

Die Vogelkopf-Ähnlichkeit hebt Goeßler auch an den Zaininger Pferdchen hervor; ich finde sie in der Abbildung nicht so deutlich ausgesprochen wie bei dem Beckersloher, das mir in dieser Hinsicht am weitesten zu gehen scheint. Was die Kurzbeinigkeit des letzteren betrifft, könnte sie vielleicht und zur Not aus der Absicht, den Leib nur Stütze der Schale sein zu lassen, erklärt werden. Die anderen kurzbeinigen Gestalten besitzen diesen Entschuldigungsgrund nicht; sie berühren sich darin mit den geritzten Tierzeichnungen auf Tongefäßen, von denen man annehmen kann, daß sie auf Unvermögen beruhen, nicht auf einer Stileigenart.

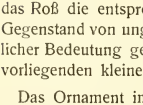
Im Dipylonstil stehen die gemalten sowohl wie die plastischen Pferde zur Beckersloher Pferdedarstellung in einem vollkommenen Formen-Gegensatz: jene erstgenannten sind auch bei roher und schematischer Ausführung am meisten der Natur genähert (Abb. LII 2), die letztere ist am weitesten von ihr entfernt. Ein Einfluß des südöstlichen Dipylon-Stils auf unsere Hallstattfiguren ist nicht wahrnehmbar. Auch die Ähnlichkeit mit den etruskisch-italischen und cypriotischen Pferdchen ist unbedeutend und beruht nur auf der gleich rohen und plumpen Ausführung; der Leib der Pitigliano-Pferdchen z. B. zeugt bei alledem von guter Auffassung. Bildtechnisch stehen trotz individueller Verschiedenheit das Beckersloher, die Zaininger und das Pferdchen von Obrzan auf einer Stufe, derjenigen der mitteleuropäischen jüngeren Hallstattzeit. In seinem weiten Abstand von der Natur, in der Mehrdeutigkeit seiner Körperteile ist das Bild aus der Beckersloh aber kein Pferd, sondern ein Fabelwesen, es muß daher von sinnbildlicher Bedeutung sein, ein Symbol. Wenn es auch weiterhin immer wieder Pferdchen genannt wird, so geschieht das nur, weil sich der Name eingebürgert hat. Dagegen hat das Pferdchen von Obrzan einen deutlichen Pferdekopf.

Ornament. Der Gesichtsteil des Kopfes, Hals, Brust und Vorderbeine des B'Pferdchens tragen ein rautenförmiges Ornament, freihändig gestrichelt, nicht mit dem Rädchen aufgetragen. Zur Zeit der v. Forster'schen Veröffentlichung 1901 lagen diese Teile nur in Bruckstücken vor. Das begünstigte die Auffassung, als handle es sich um eine Andeutung des Pferdegeschirres. Davon kann nun keine Rede mehr sein; aber auch bloßes Ornament, raumfüllender Schmuck,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ist es wohl kaum: auf dem Kugeltopf des gleichen Hügels (Abb. Tafel XLIX Fig. 1) sind wir ihm schon einmal begegnet. Die keramischen Ornamente der Grabausstattungen, es sind nur wenige Motive, haben neben einem raumfüllenden auch den Sinn redender Zeichen, die sich immer auf die Sonne beziehen. Wie sich gleich zeigen wird, ist für gewisse Motive diese bilderschriftliche Deutung auch schon eingebürgert.

Die Schale. Das Pferdchen trägt eine Schale in Form der gewöhnlichen Hallstattschalen. Das Innere weist ein Ornament auf, das als häufiger Schmuck unserer Hallstatterrassenteller uns schon bekannt ist: das von Strahlen umgebene Kreuz im Kreis. Neu ist nur, daß es an einer kleinen Schale auftritt. Der Verfertiger war bemüht, es der Kleinheit des Raumes angemessen, sorgfältiger, zierlicher auszuführen, als das sonst an den größeren Schalen nötig und üblich ist. Das bringt auf den Gedanken, daß der Gegenstand überhaupt die verkleinerte Wiedergabe einer größeren Plastik ist. Die Schalen mit diesem Ornamentbild haben sonst die doppelte bis vierfache Größe, und wenn auch das Roß die entsprechende Vergrößerung erfährt, so ist klar, daß ein derartiger Gegenstand von ungewöhnlicher und nur von kultischer, also religionsgeschichtlicher Bedeutung gewesen sein könnte. Wir haben es aber nur mit dem uns vorliegenden kleinen Gerät zu tun und auch dieses sagt schon genug.



Das Ornament im Innern der Schale, ein Kreis mit dem Kreuz, stellt die Sonne dar. Das braucht eigentlich nicht mehr bewiesen zu werden; man blättere die alten Jahrgänge der Zeitschrift für Ethnologie durch, um zu sehen, daß in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft schon vor 50 Jahren diese Auslegung angenommen war. Neuerdings wurden nun diese Bilder als Monddarstellungen gedeutet. Selbst der von Montelius gelieferte Nachweis, daß das Radzeichen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart als Sonnenbild fortlebt, wird bestritten und der Mond an Stelle der Sonne gesetzt.[1]) Ohne mich in diesen gelehrten Streit einmischen zu wollen, darf ich sagen, daß mir selbst die mich damals (1901) sehr in Erstaunen setzende Feststellung vergönnt war, daß in der Volkskunst unserer Gegend die gleichen Gebilde in hundertfacher Variation noch bis zur Gegenwart Sonnen genannt werden, obwohl die Figuren häufig zu Sternbildern geworden sind, hinter denen niemand eine Sonne vermuten würde. Lückenlos konnte ich die Anwendung auf den gleichen Geräten bis zur Völkerwanderungszeit verfolgen, wo sie ausmünden in eben dieselben primitiven Rad- und Radkreuzzeichen, die sich zeitlich rückwärts durch die ganze Vorgeschichte verfolgen lassen.[2]

[1] W. Schultz, Zeitrechnung u. Weltordnung. S. 103, Mannus-Bibl. Nr. 35 1924. Vielleicht ist der Gegensatz nur scheinbar. Die aus Mythenstoff und Volkskunde erschlossene arische Zeitrechnung läßt dem Sonnenjahr einen älteren Mondkalender voraufgehen. Da ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß in den Sonnenzeichen und -Mythen Züge wiederkehren, die der alten Mondrechnung entstammen. Meine Untersuchung kann darauf nicht eingehen.

[2] Hörmann, Herdengeläute u. seine Bestandteile Buchausgabe 1917 S. 189; Hessische Blätter f. Vkskde 1915 XIV. Bd. S. 77.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Viel allgemeiner als in unserer gelten sie aber der slavischen Volkskunde als Sonnen und als Überlieferungen der Urzeit. Daran ist nicht zu rütteln.

Zweck. Was sich aus der archäologischen Betrachtung unseres Gegenstandes ermitteln läßt, ist nicht sehr viel: ein pferdeähnliches Fabelwesen, das eine Sonnenscheibe trägt, also seinem Gedankeninhalt nach kultische oder symbolische, kurz irgendeine religiöse Bedeutung hatte.

Der Bildweise nach ist es ein Bestandteil des großen Hallstätter Kulturkreises; der Entstehung, der Technik, dem Material nach eine lokale Arbeit aus unserem Jura. Sicher war zu seiner Zeit der Zweck des Gebildes klar und allgemein verständlich, denn die Darstellung ist schlicht, einfach, in sich geschlossen. Uns verhindert nicht nur die Unkenntnis der seiner Bestimmung zugrunde liegenden Idee am Vorständnis, sondern wir würden auch, wenn über das Religionswesen der Hallstattzeit etwas bekannt wäre, einer unserem Denken so weit entfremdeten Vorstellungswelt gegenüber stehen, daß ein unmittelbarer Deutungsversuch zu nichts führen könnte. Der archäologisch-prähistorische Weg endet hier in einer Sackgasse.

Etwas mehr Aussicht besteht, wenn eine Schwesterwissenschaft, die Mythologie, zu Hilfe genommen wird; denn diese verfügt gerade nach dieser Richtung über eine große Zahl gesicherter Ergebnisse. Völlig reicht aber auch sie nicht aus, um zu verhindern, daß willkürliche, subjektive Gesichtspunkte gefühlsmäßig mit unterlaufen. Erst wenn die durch ernste, wissenschaftliche Forschung gewonnenen, freilich außerhalb der engeren Fachkreise bisher leider so gut wie unbeachtet gebliebenen Erfahrungen der Ethnologie kontrollierend und wegweisend mit verwertet werden, dann — aber erst dann lassen sich einigermaßen die Zutaten aus Eigenem fernhalten und es findet sich auch der Ausweg aus der Sackgasse. Eindringlich mahnt die Ethnologie daran zu berücksichtigen, daß die Denkweise des primitiven, dem vorgeschichtlichen vergleichbaren Menschen anders orientiert ist als diejenige des sie zu verstehen trachtenden Menschen der heutigen Kultur.

Der ethnologische Beistand geht nur nebenher, darf nicht Zwangsjacke sein; er gibt den realen Boden ab, auf welchem nunmehr mechanisch ohne Spekulation, gewissermaßen naturwissenschaftlich die Untersuchung zu verlaufen hat. Angesichts der Auswüchse und des Mißbrauches, der in der neueren Literatur mit Phantasiegebilden getrieben wird, die angeblich „mythologischer Forschung" oder ethnographischen Vergleichen entnommen sind, dürfte es gut sein darauf hinzuweisen, daß grundsatzloses Ausklügeln von Möglichkeiten, die in jedem Kopf sich anders malen, unwissenschaftlich und zwecklos ist.

Die Sonne in indogermanischen Mythen

Die festen, von der Prähistorie ermittelten Ausgangspunkte für die anzustellende Untersuchung sind:

1. Das Beckersloher Fabelwesen, unser „Pferdchen", ist bodenständig und trägt ein Sonnenbild; es kann nur ein Gebilde der damaligen Mythologie bei uns zu Lande sein.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

2. Noch ist die Rassenfrage für die Hallstattleute nicht ganz geklärt, aber man neigt, wie schon gesagt, mehr und mehr zu der Annahme, daß zu jener Zeit den Rätern verwandte Illyrer hier saßen, ein indogermanisches Volk, dessen Sprache nach Schrader möglicherweise der Ostindogermanengruppe angehört hat; sie wäre dem Lituslavischen nähergestanden als dem Griechischen oder Lateinischen und dem Germanischen.[1] In jedem Fall handelt es sich um Indogermanen und deren religiösen Kult.

Die Aufgabe lautet also: einem Sonnenmythus der Illyrer auf die Spur zu kommen.

Die religiösen Vorstellungen der Hallstattzeiten — waren es nun Illyrer oder andere Indogermanen — auf geradem Wege zu erfassen, ist ganz unmöglich, denn gar nichts wissen wir von ihnen, alles ist Nacht und Dunkel. Aber die Mythologien der Indogermanen weisen vielfach verwandte Züge auf. Es ist also notwendig, sich unter ihnen umzusehen, was sie von der Sonne hielten.

Dabei ist eines vorauszuschicken. Träger der Vorstellungen sind immer die Individuen, der einzelne Mensch; sie teilen sich aber, insbesondere die religiösen, allen Volksgenossen mit und spiegeln sich in all deren Köpfen wieder. Daher bilden sie gleichwohl ein Ganzes, einen Kreis, eine Vorstellungswelt für sich, welche Wachstumsgesetzen, dem Werden uud Vergehen unterworfen ist. Die Vorstellungswelt einer vorausgegangenen Epoche zu verstehen, ihr Denken mit- oder nachzudenken ist schon der folgenden kaum mehr möglich. Um wie viel schwieriger wird es sein, derjenigen einer Vorbevölkerung gerecht zu werden, die durch so viele seitdem sich folgende unserem Vorstellungsvermögen völlig entrückt ist.

Die bestbekannte unter den indogermanischen Mythologien ist die griechische; aber sie leitet sich aus viel jüngerer Zeit her. Während wir für das Beckersloher Pferdchen schematisch mit dem 9. oder 8. vorchristlichen Jahrhundert rechnen, gehört die Mythologie des klassischen Griechenlands dem 5., besser dem 4. und noch späteren Jahrhunderten an, Menschen mit der Denkweise einer weit vorgeschrittenen Kultur, ja bereits einer Zivilisation, die ihrem Höhepunkt zustrebt und die vorgeschichtliche Geistesverfassung nur noch nebenbei durchscheinen läßt. Das Gleiche gilt von den Römern und Italikern überhaupt, bei denen der griechische Götterhimmel und damit auch ähnliche Sonnenmythen Eingang fanden.

Die Sonne als anthropomorphe Gottheit. Die dem Christentum vorausgegangene Mythologie der Griechen bevölkerte den Himmel mit menschengestalteten Gottheiten; eine ihrer schönsten Gestalten ist Helios mit den vier Rossen vor dem Sonnenwagen s. Abb. Tafel LIII Fig. 1; es ist eine Schöpfung der griechischen Dichter und der Kunst, ein abgerundeter, nicht mehr zu steigernder Gedanke, der Abschluß einer Entwicklungsreihe. Wie es heißt, be-

[1] Da von der Sprache dieses vorhistorischen Volkes kaum ein Wort bekannt ist, so muß auch ihre wahre Verwandtschaft in völliges Dunkel gehüllt sein und nur als Hypothesen können solche Angaben gewertet werden.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gegnet der Sonnenwagen zuerst auf attischen Lekythen der reifen, schwarzfigurigen Vasenmalerei, das ist nach 550 v. Chr. Über dem Viergespann schwebt die Sonne als runde Scheibe. Die erste Erwähnung des Wagens gehört dem 6., kaum schon dem 7. Jahrhundert an, der Zeit der Homerischen Hymnen, aber nicht Homer selbst.

Weniger bekannt ist, daß auch andere indogermanische Völker die Sonnengottheit unter dem gleichen Bild verehrten. Diese Verehrung fällt bei jedem in eine andere, kaum mehr feststellbare Zeit, entsprechend dem kürzeren oder längeren Lauf der geistigen Entwicklung. In den indischen Veden, deren älteste Hymnen bis 1500 v. Chr. zurückgehen, wird der Wagen des strahlenden Sonnengottes Surya von 2 oder 7 oder 10 goldfarbigen Stuten gezogen, deren Namen haritas ist.[1]

Bei den eranischen Persern fährt Mithra auf goldenem Wagen, den vier weiße Renner ziehen, Götterspeise von gleicher Farbe essend, ohne Krankheit. „Mithra, dem wachsamen, dem falbe Renner angeschirrt am Wagen laufen, der ein goldenes Rad hat und die Speichen ganz glänzend."[2]

Der germanische Mythos ist erst zur christlichen Wikingerzeit, etwa im 9. oder 10. Jahrhundert aufgezeichnet worden; wie weit er zeitlich zurückreicht, ist nicht feststellbar. Die Sonne, Mundilföris Tochter, führt die beiden Hengste, Arwakr (Frühwach) und Aswidr (Allwissend), welche den Sonnenwagen ziehen, den die Götter aus den Feuerfunken geschaffen hatten, die von Muspelheim herübergeflogen kamen.

Bei anderen indogermanischen Völkern läßt sich das Vorhandensein nur aus Sagen und Märchen folgern: bei den Serben fährt die Sonne im goldenen Wagen mit zwei Pferden; bei den Polen hat sie zwölf goldgraue Rosse (die zwölf Monate). Bei den Letten sagt ein Lied: „Sonne mit zwei goldenen Rossen fährt den Kieselberg (das blaue Himmelsgewölbe) hinan . . ."; und in einem andren „fährt die Sonne mit zwei stolzen, goldnen Rossen".[3]

Ob auch die Kelten die Sonne unter einem ähnlichen Bild verehrten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.[4] Es heißt, die späteren gallischen Götter hätten den römisch-griechischen und zugleich den germanischen entsprochen. Was man von den Kelten wirklich weiß, ist so unsicher, daß es hier nicht in Betracht kommt.

Mit Ausnahme der letztgenannten ist also den meisten Indogermanen die Verehrung der Sonne unter einem gleichen, poetisch-schönen Bild geläufig, ist Gemeingut. Es kann aber in dieser Form nicht in die Zeit des ungeteilten

[1] Kuhn, Mythol. Studien I: Herabkunft des Feuers u. des Göttertrankes 2. Aufl. 1886 S. 51.
[2] ebenda.
[3] Mannhardt, Lett. Sonnenmythen Ztschr. f. Ethn. 7. Bd. 1875 S. 77, 78, 96.
[4] Wilke, Die Religion d. Indogermanen, sagt S. 132: „daß auch die Kelten einen Sonnengott verehrten, ergibt sich aus Cormaks Glossary . . ., wonach die Irländer auf ihren Altären Bilder der Sonne aufstellten, und in heiligem Zorne wettert St. Patrick in Irland gegen die Sonnenverehrer, die alle in die Hölle kommen würden."

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Urvolkes zurückgehen, denn dann müßte es schon vor der Ostwanderung des arischen Volksteils, um 2500 oder 3000 v. Chr., vorhanden gewesen sein. Damals konnte aber eine Anthropomorphisierung der Gottheit, wie sie sich in dem Bild ausspricht, noch nicht stattgefunden haben. Ob die Ähnlichkeiten auf Übertragungen oder auf selbständiger Entwicklung aus den vorhandenen Keimen beruhen, ist — so interessant es an sich wäre — für unseren Zweck unwesentlich. Es handelt sich zunächst nur um den Nachweis, daß die verschiedenen Völker zu gleichen Vorstellungen gelangt sind. Mit dem Sonnenpferdchen der Beckersloh hat das Bild nichts zu tun, die Verwandtschaft ist schon zu weitläufig.

Bei Homer ist die Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten, daß Helios mit Roß und Wagen ausgestattet ist; ihm ist er ein unermüdlicher Wanderer „rastlos im Lauf", „aus des tiefergossenen Okeanos ruhiger Strömung steigend am Himmel empor". Von sich selbst sagt Helios Od. XII 380 „so oft ich den sternigten Himmel hinanstieg oder wieder hinab vom Himmel zur Erde mich wandte". Darin glaubt man noch eine Erinnerung an ein vorausgegangenes älteres Stadium erblicken zu dürfen, das die Sonne als Roß verehrte.

Die Sonne als tiergestaltige Gottheit. Die eben dargelegte Anschauung, daß ein menschenähnlicher Gott Lenker und Führer der Sonne sei, entsprach dem religiösen Denken einer vorgeschrittenen, neueren Menschheitskultur. Vordem überwogen die mystischen Vorstellungen einer zwar nicht mehr in urzeitlicher, aber in einer ihr verwandten Geistesverfassung befangenen Menschheit; sie verehrte die Sonne in Tiergestalt. Das Zeitalter dieser Art Verehrung liegt weit vor den schriftlichen Aufzeichnungen. Die Erkenntnis dessen konnte nur durch geistreiches Anatomisieren der Mythen, der Götter- und Heroengestalten gewonnen werden. Diese Arbeit haben die Mythologen geleistet.

Die älteren Religionsstufen sind nicht auf die Gruppen der Indogermanen beschränkt; tiergestaltig ist die Sonne deshalb auch bei anderen Völkern. Auf Kreta im mykenischen Kulturkreis z. B. — um in Europa zu bleiben — wurde sie „in Stiergestalt verehrt; es könnte aber auch sein, daß Mondmythen hier hereinspielen",[1] was schwer zu unterscheiden ist. Da mykenisches Kulturgut bei den südlichen Indogermanen Aufnahme fand, taucht auch bei diesen die Stiergestalt oder Teile von ihr und die damit verknüpfte Unklarheit mitunter auf.

Eine indogermanische, die Sonne repräsentierende Tiergestalt ist das Roß. Als solche galt es bei den Griechen,[2] ist aber nur auf dem Umweg über die Mythendeutung zu erfassen.

Besser läßt sich aus den Schriftdenkmalen der Inder das Werden ihrer göttlichen Wesen ersehen: „ganz besonders ist dies bei den Begriffskreisen der

[1] Pauly's Real-Encyclop. d. class. Altswiss. v. Wissowa-Kroll 15. Halbbd. 1912 Helios Sp. 87.
[2] Ztschr. f. vgl. Sprachforschg hrsg. v. A. Kuhn 10. Bd. 1861: Charis von W. Sonne S. 118: „Die Auffassung der Sonne als Roß ist älter denn die Auffassung der Sonne als Held."

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Fall, in denen die Inder ihre Anschauungen vom Himmel und den Göttern niedergelegt haben. Der Grund für die höhere Bedeutung des Sanskrit in dieser Beziehung liegt in der Treue der Bewahrung seiner ältesten Literatur."[1]

In den Veden ist die Sonne der hurtige Wettläufer, das Roß schlechtweg. „Jedenfalls steht fest, daß die Sonne selbst auch als ein Roß gedacht wurde, weshalb der Rigveda I 163[2] die Vasus preist, daß sie aus der Sonne ein Roß, den aus den Wassern (dem Luftmeer) aufsteigenden, mit den Schenkeln des Hirsches, den Flügeln des Falken begabten Arvan (d. h. der lichte) gemacht haben."[3]

Das Sonnenroß ist mit verschiedenen Namen genannt, anders wenn der Morgen noch mit dem Zwielicht ringt, anders am lichten Tag oder wenn die Sonne umwölkt mit Wolkenbergen kämpft. Es heißt Etaça, der Somaopferer, und von diesem wird gesagt, daß es das Sonnenrad trägt: „die goldenen Führer der Sonne ließest du rasten, es trug dieser das Rad wie Etaça, o Indra." Oder er kehrt den Sonnenwagen um, spannt die Rosse hinten vor und läßt ihn gleichsam zurückfahren: „der Sonne Wagen selbst im Kampf, den eilenden, den vorderen machte er zum hinteren, Etaça trug das Rad und rettet es; unser Begehren voranstellend, erfüllt er's."[4]

Bei den europäischen Indogermanen ist man ähnlich wie bei den Griechen auf Volksüberlieferungen und Sagen angewiesen. Nicht immer wird hier mit Sicherheit zu entnehmen sein, ob ein gebrauchtes Bild alter Volksglaube oder poetische Umschreibung der späten Erzählung ist. Immerhin mögen Beispiele hierher zu stellen sein. Im russischen Volksmärchen von der Wassilissa erscheinen nacheinander drei Reiter auf drei Rossen: die drei Tageszeiten; der rote Reiter auf rotem Roß ist nach Mannhardt die Sonne.[5]

In einem anderen, einem slowakischen Märchen, besitzt der König ein Pferd, welches eine nach allen Seiten strahlende Sonne im Kopfe hat und das von Haus dunkle Land mit taghellem Licht erfüllt; hinter ihm ist schwarze Nacht. Dasselbe mythische Tier tritt auch in einem siebenbürgischen Märchen auf.[6]

Als Sonnenroß nimmt die Mythenforschung auch Allvater Odhins achtfüßiges Roß Sleipnir in Anspruch. Ein anderes, ebenfalls achtfüßiges Roß stellt sich ihm in der russischen Erzählung vom Helden Joruslav an die Seite.[7] König Feuerschild reitet es, der Flammen ausstrahlt, unverbrennbar ist und einen Flammenspeer führt.

Mit der Sonne die Vorstellung von einem schnellfüßigen Roß zu verbinden war demnach den religiösen Vorstellungen indogermanischer Völker nichts Ungewöhnliches. Betrachtet man daraufhin die archäologische Hinterlassenschaft an Pferdebildern, so bleiben von den oben aufgezählten Beispielen sowohl die Aufsteckfiguren der Reiter, wie die den Wagen ziehenden Pferde außer Betracht, selbst wenn letztere Darstellungen zum Sonnenwagen irgend-

[1] Kuhn, Myth. Stud. S. 6. — [2] ebenda S. 52. — [3] Mannhardt, Lett. Sonn. S. 94.
[4] Kuhn, Myth. Stud. S. 58. — [5] Lett. Sonn. S. 94. — [6] ebenda S. 95. — [7] ebenda S. 96.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

welche Beziehungen haben sollten. In diesem Fall wären sie dem vorgenannten jüngeren Vorstellungskreis zuzuweisen, nicht aber diesem älteren der tiergestaltigen Gottheiten.

Die Pferdchen von Zainingen und Obrzan beziehen sich wahrscheinlich auf den Sonnenkult, aber man kann nicht sagen, sie stellen die Sonne vor. Das Pferdebild von Körbeldorf bei Pegnitz bleibt außer Betracht, weil es nicht zur geeigneten Beobachtung gelangt ist. Dagegen darf das Pferdebild von Calaceite, auch wenn es keiner indogermanischen Religionsgruppe angehört, in diesen Gedankenkreis einbezogen werden, es ist gleichwertig mit Etaça, denn es trägt wie dieser die Sonne. Das gleiche gilt vom Beckersloher Pferdchen, soweit der Pferdeanteil reicht; sein vogelverwandtes Doppelwesen weist aber auf noch eine Eigenart religiöser Frühstufen hin, für welche sich Gleichungen in Menge bei Natur- und Halbkulturvölkern finden. Davon wird noch zu reden sein.

Die Untersuchung ist somit schon zu einem vorläufigen Ergebnis gelangt. Sie stellt fest, daß unsere Hallstattleute einem Glauben anhingen, der sich in tiergestaltigen Vorstellungen bewegte, welche die Höhe der anthropomorphen noch nicht erreicht haben. Es gilt nun im folgenden diese Glaubensphase bestimmter zu kennzeichnen.

Die Sonne als sachliches Wesen. Im fernsten Hintergrund, noch aus den Jugendtagen der Menschheit herüberragend und deshalb nicht als Eigenart einem einzelnen Völkerkreis angehörend, sondern im Sinne der Denkweise aller Primitiven der weiten Welt tut sich uns die Sonne als ein sachliches Wesen auf, als Scheibe, Kugel, Rad u. a. und die der Sonne zugeschriebenen mystischen Eigenschaften werden auch der Form der künstlich verfertigten Gegenstände beigelegt.

Diese der primitiven Denkweise entnommene Formulierung stellt uns unmittelbar vor die tiefe Kluft, welche die Geistesverfassung und die Vorstellungswelt der Primitiven von der unsrigen trennt. Daß es möglich ist, diese Tiefe wenigstens zu ermessen, ist das Verdienst der neueren ethnologischen Forschung und besonders des in der Fußnote genannten Werkes, auf das im folgenden des öfteren zurückzukommen ist.[1]

Wir haben unsere Untersuchung auf die Indogermanen zu beschränken und bei ihnen nach den Resten der vorzeitlichen Denkweise Umschau zu halten. Mit dem Sonnenroß Etaça zusammen wurde das Rad in den indischen Mythen schon genannt. Aber nicht nur im Zusammenhang mit dem Roß, sondern für sich allein ist das Rad dem Rigveda die Sonne; das „zwölfspeichige Rad der festen Ordnung, nicht ja altert es, wälzt sich um den Himmel, 720 Söhne, o Agni, weilen paarweis bei ihm."[2] Und wie aus Monumentallauten der Urzeit ist das Lied geformt R IV 28, 1: „Mit dir vereint, in deinem Bund, o Soma,

[1] Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker, übers. von Dr. W. Jerusalem, Wien-Leipzig 1921.
[2] Kuhn, Myth. Stud. 50[1].

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

tat Indra das: die Wasser ließ er den Menschen fließen, er schlug den Ahi, ließ die sieben Ströme laufen, er öffnete die gleichsam verdeckten Höhlen. Mit dir vereint, Soma, riß Indra sogleich mit Kraft das Rad der Sonne nieder, das über dem gewaltigen Gipfel stand. Vor dem großen Schädiger ward das alles Leben Schaffende verborgen."[1]

Hierzu einige Erläuterungen von Kuhn. Die Sonne tritt nicht immer als nur segen- und lebenspendende Gottheit auf, besonders in Indien nicht; wenn sie unablässig wie mit glühendem Odem die Erde sengt, ist ihr Wirken verderbenbringend, lebentötend. Dann ist nicht mehr der strahlende Sonnengott Surya im Besitz des Rades, sondern eine andere dämonische Gewalt hat sich seiner bemächtigt: Çushna, der Trockner, die Dürre oder Kuyava, die Mißernte, im obigen Lied Ahi, der Drache. Vereint im Gewitterkampf mit dem zauberwirkenden Himmelsnaß, dem Soma, entreißt Indra dem Unhold in der Höhe das Rad und öffnet dem Wolkenberg die Schleußen. Ein Bild von gigantischer Größe und Schönheit!

Was im indischen Mythos Indra am Himmel vollbringt, findet A. Kuhn wieder im dramatischen Fruchtbarkeitszauber der deutschen Sonnwend- und Fastnachtsfeiern: das Feuerrad ist die brennende Sonne. Dort reißt es Indra herab mit Kraft vom Wolkenberg, hier wird es brennend hinab den Berg geschleudert, im Wolkenmeer dort verlöschend, hier im Strom; wie dort Indra, Soma und die Scharen ihrer Begleiter kämpfen, so folgt hier die lärmende Schar der Zuschauer dem stürzenden Rad. Und wie dort der große Schädiger, die Mißernte, besiegt wird, weissagt man hier aus dem im Strom verlöschten Rad ein gutes Erntejahr.[2]

Die Zusammenstellung der deutschen Gebräuche in Grimms Mythologie und seither von anderen gebrachte Ergänzungen reichen weit ins Mittelalter zurück; sie liefern den Beweis, daß die Räder die Sonne vorstellen sollten und auch so genannt waren.

Die Slowenen, in Galizien die Ruthenen kennen ebenfalls mit Pechkränzen umwundene und brennend von Bergen herabgewälzte Räder; die Bulgaren nennen den Dezember koložegu = Monat der Entzündung des Sonnenrades. Bei den alten Griechen ist zwar nicht dieser Gebrauch, aber die Vorstellung vom brennenden Rad der Sonne anzutreffen, wofür A. Kuhn Belege und Nachweise erbringt.[3] Eine Erzählung bei Servius berichtet, daß Prometheus die Fackel daran entzündete, mit welcher er den Menschen das Feuer brachte, nachdem er mit Hilfe der Minerva zum Himmel aufgestiegen war. Also auch bei den Römern die Sonne ein brennendes Rad.

Die nächtliche Sonne. Was bisher von der Sonne gesagt wurde, läßt jene anderen Bilder und Vorstellungen unberücksichtigt, die sich nebenbei noch an sie knüpften; ihr Weg am hohen Himmel z. B. machte sie zu einem

[1] Kuhn ebenda S. 52. — [2] ebenda S. 87. — [3] ebenda S. 63, 64.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

allessehenden Wesen und darum hieß sie auch bei Indern, Germanen, Griechen, Römern das glänzende Auge des Himmels. Das berührt hier nicht weiter und alles Gesagte hat auch nur Bezug auf ihre Tagfahrt. Aber ein anderes muß die Menschen schon immer zum Nachdenken gereizt haben: was geschah mit der im Westen verschwindenden Sonne und wieso kam sie am Morgen von Osten wieder des gleichen Weges?

Von dem Sonnenrad der Inder heißt es, daß es jeden Morgen erneut entzündet wurde, nachdem sein Feuer am Abend erloschen sei.[1] Von einem Zurückkehren nach Westen kann dabei nicht die Rede sein. Vielleicht war das keine allgemein indogermanische Vorstellung; vielleicht war es ein nur bei den Indern noch wahrnehmbarer einzelner Zug der Denkweise der Urzeit. Am ausführlichsten ist auch hier wieder die griechisch-römische Spätzeit mit dem Sonnenwagen und seinem göttlichen Lenker Helios. Zu ihm, in die Vorstellungswelt des vorgeschritteneren Kultus, hat die weitere Untersuchung zurückzukehren, um von hier aus sich abermals rückwärts zu tasten und zu fühlen.

War Helios mit dem Sonnengefährt im Westen angelangt, dann nahm ihn Okeanos in Empfang, der Grenzstrom, der den Himmel scheidet von der Veste, die Weltgrenze, der Vater aller Ströme, Flüsse, Bäche und Quellen, der rings die Erde umfaßt. Auf ihm schiffte sich Helios ein und während der Nacht kehrte er zurück nach dem östlichen Aea, um von dort aus wieder am Himmel emporzusteigen. Diese Rückfahrt haben die Dichter in nicht minderer poetischer Verklärung geschildert wie des Gottes Tagesfahrt. Er kehrt zurück zu Wasser, aber sonderbarerweise nicht auf einem Schiff: „denn es trägt ihn durch die Wogen das wunderschöne Lager, das hohle, welches Hephästos aus kostbarem Golde geschmiedet, das beflügelte. Über die Fläche des Wassers führt es ihn schlafend in reißender Schnelle von der Stätte der Hesperiden hin zu dem Lande der Aethiopen, wo der schnelle Wagen und die Rosse stehen, bis die frühgeborne Eos naht. Dann besteigt Hyperions Sohn dort seinen Wagen."

Wie die Dichter-Philosophen haben auch die Künstler das dankbare Motiv aufgegriffen und ihre Darstellung ist nicht weniger phantastisch (s. Abb. Tafel LIII Fig. 2) nach einem Vasenbild, auf welchem Helios zusammen mit der Mondgöttin Selene im Nachen dahinschweben.[2]

Mit der täglichen Fahrt des Sonnengottes Helios begegneten sich die gelegentlichen Fahrten einer anderen Sonnengottheit der Griechen, des großen Gottes Apollon. Er galt als Sonnen- und Lichtgott nicht in Gestalt des am Himmel auf- und absteigenden Helios, der seiner immerhin etwas mechanischen Tätigkeit wegen nicht zu den großen Göttern zählte, und eine junge Schöpfung der Mythologen und Dichter ist, sondern Apollon war nach älteren Vorstellungen

[1] Kuhn S. 224.

[2] Welcker, Griech. Vasengemälde III. Teil 1851 Tafel X 1: Helios u. Selene, geführt von dem Licht-Pan, Text S. 69.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

der Sonnengott, die göttliche Natur des Lichts, der Lichtgott schlechthin, im Licht geboren und im Lichte wohnend, die erhabenste, das Gemüt noch jetzt tiefergreifende Gestalt der griechischen Religion,[1] nächstverwandt dem Einen, Großen, dem Ältesten, Zeus, der ja auch ein Lichtgott ist.

Der Hauptsitz der vielgestaltigen Verehrung Apollons war Delphi. Dem hier üblichen Festzyklus lag die religiöse Vorstellung zugrunde, daß Apollon während der Wintermonate bei den sagenhaften Hyperboreern weile, einem Volke, das hoch im Norden im ewigen Licht wohnt. Nahte der Frühling, dann wurde er von den Delphern mit Päanen und schönen Chorgesängen herbeigerufen. Er kam, von fliegenden Schwänen gezogen, oder wie andere sagen, fahrend in dem von Schwänen gezogenen goldenen Wagen, den ihm Zeus bei seiner Geburt verliehen hatte. Schwäne sind des Sonnengottes Apollon stete Begleiter; sie galten als die schimmernden und singenden Vögel des Lichts, man dachte sie heimisch auf dem Okeanos, der das Land der Hyperboreer begrenzte. Man erzählte auch, daß letztere die eigentlichen Gründer des Orakels zu Delphi waren und zeigte noch zu Herodots Zeiten die Gräber von zwei auf unbekannten Wegen von dorther gekommenen Mädchen. Nordländer hatten ehedem auch alljährlich Gaben nach Delphi gesandt.

Diese Apollonmythe weist nach Norden, gleichviel, wohin man auch das trotz vielfacher Erklärungsversuche geographisch nicht festgestellte oder nicht feststellbare Land der Hyperboreer verlegen mag.

Apollon war durch viele Funktionen stark in Anspruch genommen; als ein über Stürme und Meer gebietender Gott war er Schirmherr der Schiffahrt und Herr der ihr günstigen Winde. In dieser Eigenschaft fährt er mit einem wirklichen Schiff, einem Langschiff, und Delphine sind seine ständigen Begleiter; als sog. „weisende Tiere“ schwimmen sie den unter seiner Obhut stehenden Schiffen voraus und zeigen ihnen den Weg.

Je nach der Funktion im betreffenden Fall benützt Apollon bald die Sonnenbarke, bald das Langschiff. Es ist sehr wichtig, dies auseinander zu halten, denn nur dadurch kommt Klarheit in die Deutung auch der archäologischen Dokumente. Déchelette z. B. hat dies außer acht gelassen und ist dadurch zu falschen Schlüssen gelangt.[2] Er gibt Abbildungen von Langschiffen auf keramischen Serien der Nekropole von Chalandriani auf der Insel Syros, die Tsountas zuerst veröffentlicht hat. Sie beziehen sich mit den weisenden Delphinen unzweifelhaft auf Apollon, den Schirmherrn der Schiffahrt, nicht aber auf ihn als Sonnengott. Da nun ganz ähnliche Langschiffe zusammen mit Sonnenrädern Gegenstand zahlloser Felszeichnungen Skandinaviens und auch bekannte Bilder auf nordischen, brozenen sog. Rasiermessern sind, so hat er sowohl alle diese wie jene Langschiffe samt und sonders auf den Sonnengott bezogen. In jedem der Fälle zu Unrecht; denn in den Mythologien

[1] Preller, Griech. Mythol. I Theogonie u. Götter IV. Aufl. 1894 S. 231.
[2] Culte du Sol. S. 26.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

hat kein Langschiff je das Wasser gekreuzt, welches bei fast allen Völkern der Erde die Götter von den Menschen schied.

Für die nordischen, mit dem Schiff verknüpften Radsymbole ist die erst kürzlich von W. Gaerte gebrachte Lesart weitaus vorzuziehen, wonach sie nach altgermanischem Rechtsgebrauch Sonnenlehen, d. h. die Besitzergreifung von Land unter Berufung auf die Sonne beurkunden.[1]

Der Nachen, dessen sich beide Götter, Helios sowohl wie Apollon, wenn er in seiner Eigenschaft als Licht- und Sonnengott, als delphischer Apollon, gedacht ist, führt verschiedene Namen; sie passen jedoch weder auf das hier wiedergegebene apollinische Fahrzeug, noch auf ein Schiff. Die alten Philosophen nennen ihn Dépas (δέπας), und da er von Gold ist, in der Regel chrysoŷn dépas (χρυσοῦν δέπας); oder er wird Phiále (φιάλη) genannt, oder Lébes (λέβης). Nach den Wörterbüchern ist

Dépas: ein silberner oder goldener Becher, Pokal, ein Mischkrug, der auch von Ton sein kann; der Nachen des Helios; chrysoŷn dépas: der goldene Nachen des Helios.

Phiále: eine flache Schale ohne Henkel und Fuß; ein Gefäß, die Gebeine eines Toten aufzunehmen, Aschenkrug, Urne.— Schild.

Lébes: ein Kessel, kesselartiges Gefäß; Becken zu verschiedenem Gebrauch; Aschenkessel-krug-urne, worin die Asche des verbrannten Leichnams aufbewahrt wird.

Vom goldenen Nachen des Helios gibt es gleichfalls Vasenbilder; das häufigst zitierte ist das hier wiedergegebene (Abb. Tafel LIII Fig. 3[2]). Nur benützt ihn in dieser Darstellung nicht Helios, sondern Herakles: er ist im Begriff die zehnte der ihm auferlegten Arbeiten auszuführen, er fährt nach der Unterwelt um die Rinder des Geriones zu holen, und da kein anderes Fahrzeug hin und insbesondere wieder zurückführt, so hat er mit einiger Gewaltsamkeit das Dépas des Helios entliehen. Der Becher hat die Fähigkeit, sich jeder Größe anzupassen, so daß er imstande ist, bei der Rückfahrt die ganze Rinderherde aufzunehmen.

Es ist jedenfalls sehr auffallend, daß der goldene Nachen als Becher bezeichnet wurde und runde Form hatte; aber „man darf behaupten, daß alle älteren Zeugen der mythischen Vorstellung, soweit sie überhaupt deutlicher reden wollen, darin übereinstimmen, daß Helios die Tagesfahrt am Himmel mit dem Viergespann macht und im fernen Westen dann den goldenen Becher besteigt, um in ihm ausruhend während der Nacht über den Okeanos nach Osten zu gelangen".[3] Die meerumwohnenden Griechen wußten natürlich ganz genau, daß Wasserfahrzeuge längliche Bootsform haben und besitzen viele Worte für die verschiedenen Schiffsarten. Es muß also ein besonderer Grund

[1] W. Gaerte, Das Schuhsolen-Rad u. Kreuzsymbol auf d. schwed. Felszeichnungen Mannus 15, 3 S. 271. — [2] Nach einer rotfigurigen Kylix der Vatikanischen Sammlung.
[3] Herm. Usener, Die Sintflutsagen 1899 S. 132.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

vorliegen, daß das Volk und seine Dichter in diesem Fall vom Herkömmlichen abwichen: seit alter Zeit sind runde Fahrzeuge, die aus Tierhäuten hergestellten ledernen Gófa, eine Eigentümlichkeit der Schiffahrt auf dem Euphrat stromabwärts (s. Abb. Tafel LIV Fig. 1 [1]); Herodot däuchte sie nächst der Stadt Babylon die größte Merkwürdigkeit des Landes (I 194). Es lag daher ganz nahe, darin einen bedeutsamen Hinweis auf die Abkunft des Mythos zu erblicken, um so mehr, da Babylonien von jeher als das Hauptausfuhrland für geistige Güter nach dem Abendland gilt. Der Becher war demnach der ledernen Gófa abgesehen; daß sich unterwegs das Leder in Gold verwandelt hat, dazu bedurfte es nicht vieler Phantasie. Die Götter Babylons zwar scheinen sich bei ihren Seefahrten der Gófa nicht anvertraut zu haben; das Relief (Abb. Tafel LIV Fig. 2) beweist, daß sie das überall sonst gebräuchliche Langschiff vorzogen.[2]

Wie dem auch sei, nach dem Glauben der Alten war das der Sonne eigene Boot becherförmig und es war das einzige, welches über das Wasser den Weg zugleich zur Unterwelt und zurück zur Oberwelt fand. So diente es dem Helios, gelegentlich auch einmal dem Herakles; aber auch Apollon selbst war aus dem genannten Grund darauf angewiesen. Was aber das apollonische Fahrzeug besonders vor dem des Helios voraus hat und auszeichnet, das sind die Schwäne, die es durch die Luft tragen oder über das Wasser ziehen.

Die Apollon begleitenden Schwäne haben die griechisch-römische Poesie und Kunst so nachhaltig beschäftigt und auch in unserer Hallstattzeit eine so große Bedeutung erlangt, daß den Schwänen einige Worte hier zu widmen sind.

Es handelt sich um den wilden Singschwan Cygnus musicus L. „den die Wölbung seines Brustbeins und die Windungen seiner Luftröhre in stand setzen, zwei trompeten- oder glockenähnliche Molltöne auszustoßen, die er meist im Fluge hören läßt, so daß, wenn wie gewöhnlich mehrere beisammen sind, jenes Geläute entsteht, das bei günstigem Wetter und Wind wohl meilenweit vernommen wird. Seine Heimat ist im hohen Norden, auf Island und Spitzbergen, im oberen Norwegen, Schweden und Rußland bis nach Asien hin, wo er besonders häufig ist." Im Winter zieht er südwärts. Auf der Insel Femarn „kennt ihn jedermann, es ist ein wunderbar melancholischer Klang, ähnlich fernem Geläute oder tönenden Ambossen, mitunter so stark, daß wer nicht daran gewöhnt ist, nachts im Schlafe dadurch gestört wird".[3] Seine Art ist gedrungener als die der anderen Arten Schwäne, der Hals kürzer, der Eindruck fast gansartig, siehe Abb. Tafel LVI 4 aus Brehm, Tierleben.

Noch Aelian um 250 n. Chr., für unsere Betrachtungen also reichlich spät, schreibt den Schwänen bei den Nordvölkern folgende Rolle zu: „Die Priester des Gottes Baldur sind dort Söhne der Reifriesen und der Frau Holle, drei an Zahl, leibliche Brüder ... Wenn diese die gewohnten heiligen Handlungen

[1] Aus Nat. Geogr. Magazine, Washington Novem. 1912.
[2] Friedr. Delitzsch, Babel und Bibel 1903 S. 49.
[3] Müllenhoff, Deutsche Altskde I S. 1—5.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

zu gewissen Zeiten vollführen, dann fliegen von den sogenannten Fjelden unermeßliche Scharen von Schwänen herab, umkreisen den Tempel und reinigen ihn gewissermaßen durch ihren Flug; dann lassen sie sich im Tempelhofe nieder, der sehr groß und wunderschön ist. Wenn die Leute nach ihrer Weise Hymnen singen, wenn die Zitherspieler ihre Akkorde schlagen, dann stimmen auch die Schwäne mit ein und man hört nie einen Mißklang in diesem heiligen Konzert."

Ob die Stelle echt ist, vermag ich nicht zu unterscheiden, jedenfalls berühren die angezogenen Eigennamen etwas sonderbar.

Im germanischen Mythos sind die Walkyrien als Schwanenjungfrauen gekennzeichnet und können Schwanengestalten annehmen, um durch Luft und Wasser zu ziehen. Der Schwan galt als weissagender Vogel (schwanen = ahnen). Vielleicht hatten die Griechen Kenntnis von den im Norden ihnen beigelegten Fähigkeiten, was sie um so geeigneter zu Apollons Begleiter erscheinen ließ, als der Gott die Gabe der Weissagung und sein delphisches Orakel Weltruf besaß. Nach Mannhardt wurde auch bei den nordischen Völkern der Sonnenball neben anderen Naturbildern unter dem eines Schwanes gedacht.[1]

Im indischen Rigveda ist der Schwan ein Emblem der Sonne.[2]

Das Sonnenboot findet sich auch bei den Letten: „die Sonne fährt auf goldenem Boote durch das Luftmeer, nachts versinkt es im Meere, morgens baut Gott ein anderes halb golden, halb silbern. Wiederum ist der Sonnenball dieses Boot, auf welchem die Sonnengöttin durch das Luftmeer steuert."[3] Auch bei anderen Völkern findet sich die Kahnfahrt der Sonne und das goldene geflügelte Bett.[4]

Rückblickend läßt sich sagen: Die Antwort auf die Frage, was des Nachts aus der Sonne wird ist scheinbar ganz einfach vom späten Heliosmythos gegeben: sie fährt auf dem Okeanos nach Osten zurück. Doch ein anderes macht stutzig: Helios-Sonne fährt auf dem Wasser, aber nicht zu Schiff, sondern in einem Becher, der, wie die Mehrdeutigkeit der alten Worte anzeigt, auch anderen Zwecken dient.

Aus dem Mythos selbst ist darüber nichts weiter zu erfahren; was daran unklar ist, muß also vorläufig zurückgestellt werden.

In derselben Lage wie Helios ist auch Apollon; wenn er als delphischer Sonnengott von seinem Winteraufenthalt am Okeanos zurückkehrt, benützt er gleichfalls den becherartigen Nachen oder den goldenen Wagen; und wie Helios von Pferden, so wird er von den Wasservögeln seiner Heimat, den Schwänen, gezogen oder getragen. Fraglich ist daran nichts mehr, der Mythos, erklärt sich restlos. Sein Anfang, das Motiv selbst, ist nordischer Herkunft, seine Ausgestaltung hat er im Süden erfahren, er hat sich aber auch über

[1] Die Götter der deutsch. u. nord. Völker S. 59; hier zitiert nach H. Böttger, Sonnencult d. Indogermanen S. 51.

[2] Ztschr. f. vgl. Sprachforsch. IV A. Kuhn S. 120.

[3] Mannhardt, Lett. Sonnenmythen, Ztschr. f. Ethnol. 7 1875 S. 102.

[4] Preller, 1 2 S. 399.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

das ganze Hallstattgebiet besonders im Südosten erstreckt. Im Süden gehört er der anthropomorphisierenden Periode der Religion an, Apollon ist die Hauptfigur im Mythos und das andere ist Beiwerk; im Hallstattgebiet wäre diese Ausgestaltung nicht möglich gewesen, weil es zur selben Zeit noch in der tiergestaltenden und den Resten der älteren Auffassung verharrte, daher auch keinen Apollon zu denken vermochte. Es hat nur den Teil des Mythos ausgebildet oder aufgenommen, der die Bootsfahrt der Sonne zum Gegenstand hat und ebenso volles Verständnis wie für das Pferd als Sonnenroß, hatte es für den Schwan, den Sonnenvogel.

Sonne, Boot, Schwan und Pferd, und nicht mehr, dürfen wir im Hallstattgebiet voraussetzen und daraufhin sind nun einige Stichproben am Denkmälerbestand zu machen. Es läßt sich dabei nicht vermeiden, daß nach Süden über unser Gebiet hinausgegangen wird.

Die Sonne in Archäologie und Prähistorie. In Oberitalien wurden Bronzegegenstände schon in der mit unserer frühen Hallstattzeit gleichaltrigen Villanovakultur fabrikmäßig hergestellt und zur Ausfuhr gebracht. Abb. Tafel LV Fig. 1 zeigt einen italischen Bronzekessel mit getriebenen Ornamenten, der nebst einem zweiten gleichartigen in Siem-Dänemark gefunden wurde. Nach Montelius gehört er in Periode IV seiner Bronzezeit, d. i. das 11. Jahrhundert,[1] Reineckes Hallstattstufe A (H_1).

Das darauf eingepunzte, die Sonnenscheibe umgebende Ornament ist in der Literatur schon häufig besprochen worden. Undset leitet es ab von einem der altägyptischen Kunst und Ornamentik geläufigen Bild, die Sonnenscheibe mit den Uräusschlangen,[2] bei Undset Fig. 9 nach einem phönizischen Monument.[3] Hoernes stimmt ihm einmal zu: „Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit dieses Zusammenhanges muß zugegeben werden",[4] scheint aber später nicht mehr dieser Annahme geneigt, denn in seiner Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa 1898 S. 492 sind ihm die Gefäße dieses Typus „nach Form und Verzierung evident italischen Ursprungs". A. v. Scheltema schließt sich in der Besprechung desselben Motives Undset an: „Der Ursprung dieses, besonders in der Villanova- und Hallstatt-Kultur Italiens bzw. Mitteleuropas ganz allgemein verbreiteten Vogelmotivs ist vermutlich außereuropäisch-orientalisch; weder die Dipylon-, noch die Villanova- oder Hallstatt-Kunst war, in naturalistischem Sinn, schöpferisch genug, um diese Form spontan hervorzubringen. Uns interessiert hier namentlich der Ursprung der Vogelprotome zu beiden Seiten einer Sonnenscheibe, ein Motiv,

[1] L' âge du Bronze en Suède; Compte rendu 13e Sess. Congrès intern. Monaco 1906 Tome II S. 251. Die Situla ebenda fig. 171 S. 253.

[2] Undset, Oriental. Einfluß innerhb. d. ältst. europ. Civilisation, Zschr. f. Ethnol. 23 1891 S. 293.

[3] Hier wiedergegeben nach Hoernes Urg. d. bild. Kunst Taf. X_1, da, wie er S. 444 im Text bemerkt, die Undset'sche Darstellung nicht ganz korrekt ist; bei der „Reliefskulptur von Umel-Awamid ist stets mehr oder minder deutlich die Mondsichel unten hängend angefügt."

[4] Hoernes, D. ornamentale Verwendg. d. Tiergestalt in der präh. Kunst; Mitlgn. d. Anthr. Ges. Wien XXII 1892 S. 115.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

das sehr häufig auf den weit verbreiteten italischen Kultgefäßen anzutreffen ist und durch Undset zweifellos richtig aus den ägyptisch-phönikischen Uräusschlangen abgeleitet wird".[1]

Die Ähnlichkeit im Bild ist in der Tat vorhanden und es mag ja sein, daß die Italiker den Ägyptern etwas abgesehen haben. Aber Kultsymbole haben ihren Ursprung in denen, die sie besitzen, sie entstehen nicht wie eine neuzeitliche Fabrikmarke. Ohne es kunsthistorisch beweisen zu wollen, ziehe ich vor, es mit Hoernes zweitzitierter Äußerung für evident italisch zu halten, denn hier war das Bild heimisch im Kult.

Déchelette hatte die Dekoration dieser Bronzesitula kultisch gedeutet, was auch v. Scheltema erwähnt, und es ist ihm meines Erachtens in glücklicher Weise gelungen. Sie stellt den vollständigen mythologischen Apparat des Apollon-Sonnenmythos in Hallstattfassung dar: Die Sonnenscheibe, ruhend in der Barke, dem Kessel oder Becher, und von Schwänen durch die Luft getragen. Die Schwäne, auf Kopf und Hals reduziert, bilden mit ihren Leibern die Barke, den Wagen oder den Becher, δέπας, in dem das Wahrzeichen der Lichtgottheit, die Scheibe, ruht. Eine zwar bilderschriftliche, aber geist- und gedankenvolle Komposition. Es stellte gleichsam dar, wie Sonne-Apollon im Frühjahr von den Hyperboreern durch die Luft zurückkehrt nach Delphi.

Häufiger als diese Luftreise ist die Darstellung des in ein wagrechtes Linienband eingelassenen Sonnenbechers Abb. Tafel LV Fig. **2**, wobei die Schwäne zu Rudimenten werden und die Schönheit der Komposition verloren gegangen ist, sie erscheint „verballhornt", wenn man den Maßstab des Ornamentikers, der Kunst überhaupt, an das Bildwerk legt, was aber, wie sich gleich zeigen wird, hier verfehlt wäre. Déchelette äußert sich dazu wie folgt: „Ursprünglich waren die Barken in horizontaler Ebene rings um das Gefäß angebracht. Aber ein Arbeiter, dem die wahre Bedeutung des Gegenstandes unbekannt war, hatte die Idee, Bug und Hinterteil des Schiffes in einer horizontalen Linie zu vereinen. Auf diese Weise verlor das Motiv seine Bedeutung. Der die Sonne umgebende Halbkreis [der eben den Sonnenbecher vorstellt] und die beiden Schwanenköpfe wurden mit einemmal unverständlich, in eine noch halbwegs klare Darstellung kam ein phantastischer Zug."

Mir kommt es sehr unwahrscheinlich vor, daß nur der Verfertiger des Bronzekessels von Siem die Bedeutung der Symbolik kannte, während es seinen zeitgenössischen Kameraden unbekannt geblieben sein soll. Es stünde schlimm um unsere Auslegung, wenn nur der erste Hersteller und nach 3000 Jahren wir, die Ausleger, es verständen. Die Darstellung auf der Bronzesitula von Siem soll die älteste bekannte dieses Motives sein; es ist in den folgenden Jahrhunderten unzählige Male in allen möglichen Formen, Kürzungen und Kombinationen in Bronze und — wie sich zeigen wird, auch in

[1] A. van Scheltema, Die altnordische Kunst S. 135.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

der Keramik — wiederholt worden und muß demgemäß in Oberitalien und durch das ganze mitteleuropäische Hallstattgebiet verstanden worden sein, sonst wäre seine Volkstümlichkeit und seine Langlebigkeit ganz unbegreiflich. Im Norden wurde das Motiv auch aufgegriffen, aber, wie schon Beltz bemerkt hat und auch v. Scheltema ausführt, ist es dort in durchaus eigener Weise variiert worden, die Vogelköpfe wurden zu Drachen. Dies konnte nur geschehen, weil der Sinn des Mythos fremd war.

Die Bedeutung der häufiger auf der Horizontallinie ruhenden Barke ist — nachdem diejenige des Symbols gegeben ist — nicht schwer festzustellen, Déchelette hat den Gedanken nur nicht zu Ende gedacht. Die Schwäne des Kessels von Siem tragen die Sonnenbarke fliegend durch die Luft, die anderen führen sie auf dem Wasser schwimmend. Die Horizontallinie ist immer das Wasser, der griechische Okeanos, das Weltmeer der Alten. Das Gewicht der Sonne drückt die Barke tief ins Wasser und bis zum Hals stecken die Schwäne darin, das gibt die Bilderschrift naturgetreu wieder. Die Übereinstimmung der prähistorischen Illustration mit den dichterischen Gebilden der historischen griechischen Mythologie ist — sowohl was die Luft- als was die Wasserfahrt betrifft — so vollständig, daß sie sogar einige Blätter aus dem Ruhmeskranz der späten Poeten nimmt, denn sie brauchten nichts erfinden, sondern das Erbe der Vorwelt und der Kesselschmiede nur in die entsprechenden Worte zu kleiden.

Bei den folgenden Beispielen werde ich mich nicht weiter in Einzelheiten ergehen, die vorausgeschickten Betrachtungen möge man als den Prüfstein nehmen, mit dem ich an andere, meines Erachtens in diesen Ideenkreis gehörende Gebilde summarisch herantrete. Fürs erste kommt es auch gar nicht darauf an, daß in jedem Einzelfall der Nachweis erschöpfend gebracht wird, das ist Sache der Kleinarbeit. Zunächst handelt es sich darum, die archäologische Reichweite der Auswirkung des Sonnenglaubens anzudeuten.

Der Sonnenbecher in der Plastik. Die von Vögeln getragene oder geführte Barke ist auch in der Plastik zu Hause; doch verlieren hier die Wasservögel in der Regel das Schwanenhafte, das auch der Singschwan nicht in vollem Umfang aufweist, sie werden zu Gänsen, Enten. Mit dieser Einschränkung gleicht der kleine „Doppelvogel“ von Bronze aus dem Szamosflusse bei Szatmár-Ungarn[1] (Abb. Tafel LV Fig. 3) ganz der Schwanenbarke auf den Situlen und ist, wie diese, nichts anderes als das mythische, napfartige Fahrzeug wahrscheinlich der Sonne; mit voller Sicherheit es auf diese zu beziehen ohne das sonstige begleitende Sonnenzeichen wage ich doch nicht, da der Anteil des Mondes nicht ausgeschlossen ist. Hoernes bezeichnet es als schiffchenförmige Nachahmung eines Gefäßes, das in zwei Vogelköpfe ausläuft; es hat zwei paar kleine Löcher zur Befestigung eines Deckels.

[1] Hoernes, D. orn. Vwdg. d. Tiergest. S. 116; dsb. Urg. d. bild. Kunst S. 495.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

In Enten- oder Gänse-, nicht in Schwanenprotomen endet auch die durch Sonnenzeichen als Sonnenbarke gekennzeichnete obere Bekrönung des Ring- und Klapperschmuckes aus dem Beckerhölzl in unserer Sammlung (7420/42)[1] (Abb. Tafel LVI Fig. 1). Man könnte versucht sein, in dem massiven Ring, der das Vogelschiff trägt, das die Erde umschließende Weltmeer, den kreisenden Strom Okeanos zu sehen.

Wie viel anderer Hallstattschmuck ist auch der unsere reich besetzt mit Klapperblechen, die an Kettchen hängen. Hoernes hat diesen Anhängseln längere Ausführungen gewidmet;[2] er sieht nicht bloße ästhetische Erfindungen darin, sondern er schreibt ihnen eine gewisse Amulett- und Zauberwirkung zu gleich dem Klimperwerk der nordasiatischen Schamanen. Kann sein, daß sie mitunter auch diesen Zweck zu erfüllen hatten; wo sie aber mit den Schwänen in Verbindung gebracht sind, lassen sie auch eine andere Erklärung zu: vielleicht versinnbildlicht ihr Klimpern, Klingen, Tönen den Gesang dieser schimmernden Vögel des Lichts, der ja fernem Geläute oder tönenden Ambossen vergleichbar ist.[3] Beweisen freilich läßt sich weder die eine noch die andere Annahme. Aber Klapperbleche treten auch an profanen Gegenständen häufig auf, an Fibeln z. B., die doch kaum einer Zauberwirkung wegen getragen wurden, und das rechtfertigt auch die ohnehin nur eine Nebensache betreffende Vermutung.

Nicht selten sind dem Vogel Gliedmaßen anderer Tierkörper angefügt und daraus entstehen sonderbare Fabeltiere, besonders eigentümlich, wenn sie Rinderähnlichkeit besitzen (Abb. Tafel LV Fig. 4), worüber sich Hoernes folgendermaßen ausspricht: „Bei gehörnten vierbeinigen Gefäßen blickt doch mit ziemlicher Deutlichkeit die Absicht durch, wenigstens nebenher auch an die Gestalt eines Rindes zu erinnern, das dem Vogel gleichsam den Platz streitig macht . . . Soviel wollen wir zugeben und nicht bloße Ungeschicklichkeit für jene seltsamen Zwitter verantwortlich machen. Aber es fehlt doch unendlich viel zur wirklichen, wenn auch einfachsten künstlerischen Verschmelzung. Das ist nicht bildnerische Poesie, d. h. Kunst, sondern bildnerische Prosa, d. h. Bilderschrift." Das letztere ist sicher richtig: nicht durch Kunst zu erfreuen ist des Verfertigers Absicht, neben- und ineinandergeschobene Andeutungen genügen der Vorstellung des Wissenden. Vogel und Gefäß allein ohne den Rinderanteil würden sich auf die Sonne beziehen; ob letzterer ein Hinweis auf den Mond ist, oder eine Erinnerung an die tiergestaltige südliche Sonnenvorstellung enthält, läßt sich mit Sicherheit wohl kaum entscheiden. Die Häufung von Anteilen zweier gleichwertiger Tiere an einem und demselben Wesen entspricht aber durchaus der noch nicht zur Kunst ausgereiften bilderschriftlichen Darstellung und ist ein ethnologisch ganz allgemeiner Vorgang.

Ein anderes hübsches Beispiel für die Gleichwertigkeit der beiden Sonnentiere Vogel und Roß und für ihre gegenseitige Stellvertretung findet sich ebenfalls bei Hoernes (Abb. Tafel LVI Fig. 3). Der plastische, in Siebenbürgen

[1] Festschrift 1913 Tafel 34 Text S. 118. — [2] Urg. d. bild. Kunst S. 440—445. — [3] s. S. 221.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gefundene Pferdeschmuck stellt ein Pferd dar, dem zwei kleine Pferdchen auf dem Rücken stehen; unter „dem Bauch des Pferdes, setzt er hinzu, sind zwei Vögel in sinnloser Weise als saugende Junge angebracht".[1] Er hat später in der Urgeschichte der bildenden Kunst S. 481 den Schmuck wieder abgebildet, inzwischen aber seine Meinung geändert und gibt es nun als Beleg für „die gewiß symbolische und bedeutungsvolle Verbindung des Pferdes mit der Vogelfigur".

Pferd und Vogel sind besonders häufig zusammenkomponiert; fast läßt es sich für den Hallstattkulturkreis und das Gebiet im Süden der Alpen als Regel aufstellen, daß, wenn beim Pferd, das zur Sonne in Beziehung steht, alle sonstigen Andeutungen fehlen, wenigstens der Kopf vogelähnlich zu sein hat. Beide Tiere standen im Dienst der Sonne; das Bild des einen wie des andern bezog sich auf sie und beide haben gleichen Anteil an den mystischen Eigenschaften, welche diese Stufe dem Urbild und infolgedessen auch dem Abbild, der Nachahmung, beimißt. Da sie die gleiche Sache sind, kann auch ein Tier an Stelle des anderen stehen. Und da jeder Körperteil an den mystischen Eigenschaften des ganzen Wesens ebenso teilnimmt, wie der kleinste Tropfen einer Flüssigkeit dieselbe Beschaffenheit zeigt, wie die größte Menge desselben Stoffes, so ist es auch nebensächlich, welcher Teil zum andern gefügt wird und ob der Schwan vier Füße oder das Pferd einen Vogelkopf bekommt.[2]

Vogelkopf-Ähnlichkeit und Schwanenhals weist auch unser Beckersloher Pferdchen auf; obwohl es ein bodenständiges Erzeugnis des 9. oder 8. Jahrhunderts ist, wie die übrige Keranik desselben Hügels beweist, verrät sich darin eine ebenso gute und sichere Kenntnis des Schwanenmythos, wie sie in Oberitalien zu Hause war. So etwas wird nicht durch Hörensagen erworben, durch eine übertragene Märe, das muß unser jurassischer Bauernkünstler oder -künstlerin mitgeglaubt und mitgefühlt haben.

Damit hat die Untersuchung abermals einen Schritt vorwärts getan: die Doppelnatur dieses Sonnenwesens ist erschlossen, ein Einblick in das mystische, fast noch prälogische Denken der Hallstattleute gewonnen und zugleich ihr starker innerer Anteil an diesem Sonnenmythos wahrscheinlich geworden.

Die jüngere Hallstattzeit hat von den auf die Sonne sich beziehenden Sinnbildern auch zu profanen Zwecken einen sehr umfangreichen Gebrauch gemacht. „Die Motive sind so abgedroschen, daß man unmöglich ihren religiösen Charakter argwöhnen könnte, wenn man ihre wahre Herkunft nicht kennen würde. Sie sind nach und nach zu Schablonen geworden und sowohl die Vasenmaler, wie die Metallarbeiter werden nicht müde, sie immer und immer wieder darzustellen." „... Andrerseits wurden gewisse Motive unzählige Male

[1] Hoernes, Ornam. Vwendg. d. Tiergestalt S. 112.
[2] Vgl. hierzu die Ausführungen über das Hikuli bei Levy-Brühl S. 98.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

von den Künstlern wiederholt, ohne daß ihnen eine bilderschriftliche Bedeutung beigelegt ist; denn der Wert eines symbolischen Zeichens mindert sich mit seiner Ausbreitung und die Alltäglichkeit verdammt es, gradweise herabzusteigen zum Rang eines Ornamentmotives."[1]

Nach der Häufigkeit der Motive zu urteilen kann man sagen, daß das Leben zur Hallstattzeit in einer Weise von Religion durchdrungen war, welche an das christliche Mittelalter erinnert, obwohl sie ja keiner Zeit ganz fremd ist. Vielfach war der Schmuck, im Bereich der etruskischen Kultur besonders am Pferdegeschirr, im übrigen auch an der Kleidung damit ausgestattet. Dafür scheinen mir die Fibeln zu sprechen. Schon die kahnförmigen Certosafibeln mit langem Nadelhalter dürften sich auf die Sonnenbarke beziehen, wenn bei wagrechter Haltung der Kahn nicht über der Nadel, sondern umgekehrt, unter ihr getragen wurde. Vielleicht war dies nicht allgemein üblich, jedenfalls bilden wir sie in der Regel nicht so ab; wenn aber der Kahn wie auf unserer Abb. Tafel LVII **6** mit Kettchen und Klapperblechen behängt ist, dann konnte sie gar nicht anders als mit der Nadel nach oben getragen werden und damit rückt sie dem Gedankenkreis der Sonnenbarke sehr nahe.

Ihr schließt sich die Paukenfibel an, bei der die Pauke vielfach ganz die Form des Sonnenbechers unserer Abbildung mit dem seefahrenden Herakles hat oder auch die Form des Kessels an den siebenbürgischen Kesselwagen, den Schwäne geleiten (Abb. Tafel LVII Fig. **1**). Der profane Gebrauch hat jedoch vielfach das Motiv seiner vermutlichen Abkunft entfremdet und ohne Rücksicht darauf dekorativ ausgestaltet.

Die Vogelkopffibel scheint mir gleichfalls die in einen Vogelleib umgestaltete, oder, wenn sie ähnlich dem Doppelvogel aus dem Szamosfluß (Abb. Tafel LV Fig. 3) beiderseitig Vogelprotome aufweist, von zwei Vögeln getragene Sonnenbarke zu sein. Daß sie nicht aus der Paukenfibel hervorgegangen ist, läßt sich daraus entnehmen, daß die „Pauke" aus dünnem Blech getrieben zu sein pflegt, während der Vogelleib an der Fibel immer massiv gegossen ist. Beide sind selbständige Bildfiguren und nur darin gleich, daß sie beide den gleichen durchaus hallstattzeitlichen Gedanken auf verschiedene Art illustrieren. Darum kann auch die Vogelkopffibel nicht erst zur Latènezeit, wo ein anderes Volk mit anderem Kult auftritt, entstanden sein. Noch gilt ihr häufiges Vorkommen in Hügeln von H_4 und selbst H_3 als unsicher oder man macht Nachbestattungen dafür verantwortlich. Es erklärt sich aber dadurch, daß sie zur Hallstattkultur gehört; wenn auch L_1 sie weiterführt, so zeigt das nur, daß zwischen Hallstatt- und erster Latènezeit, vielleicht nur lokal wie beispielsweise bei uns, engere Beziehungen bestanden, als man bisher anzunehmen Anlaß hatte. Darauf weist ja auch manches aus unserer lokalen Keramik hin.

Die verhältnismäßig junge Paukenfibel greift auf die älteste Auffassung von der Sonne als einem Kessel zurück, sie hat daneben kein anderes Sonnen-

[1] Déchelette, Culte du sol. S. 60, 62.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

emblem; sie tritt vielfach auch in Formen auf, die nichts mit einer Sonnenbarke zu tun haben können, weil sie eben zum einfachen Bildmotiv geworden sind. Auch andere Darstellungen gleichen ihr darin und sind unverständlich, wenn sie nicht diesem Gedankenkreis angehören, z. B. das Bronzekrüglein vom hallstattzeitlichen Glasinaz in Bosnien (Abb. Tafel LV Fig. 6). Der Krug ist das gleiche Sonnenmotiv wie der Kessel; als solches führen ihn auch die Veden auf: der Krug mit der Schnaube ist dort die nach siegreich überwundenem Gewitter im milden Regen lebenspendendes Naß zur Erde herabsendende Sonne.[1] Beim Krüglein vom Glasinaz ist die Eigenbewegung der Sonne in einer ganz impressionistisch anmutenden Weise wiedergegeben durch die Ringe, die andeuten, daß es mit Schnelligkeit sich fortbewegt und der Eindruck schneller Bewegung wird um so lebhafter, je länger man das Bildchen betrachtet; ob die Ringe Räder vorstellen oder nicht, ist nebensächlich.

Die Kesselwagen. Die Darstellung der Eigenbewegung der Sonne leitet über zu anderen, in der Vorgeschichte oft berührten Gegenständen, den sogenannten Kesselwagen, das sind Bronzekessel, die auf einem Rädergestell ruhen. Bei den hallstättischen sind Vogelköpfe angebracht oder sie werden von Vögelchen geführt oder geleitet, s. Abb. Tafel LV Fig. 5, LVII 1.

Ihre älteren Vorgänger führen zeitlich und geographisch über die Hallstattkultur hinaus. Im germanischen Norden, wo sie der ausgehenden Bronzezeit, Reineckés Stufe D 1400—1200 v. Chr.,[2] angehören, sind die Vögel am Kesselwagen unbekannt, jedenfalls weil die Schwanenbegleitung der Sonne den Germanen überhaupt fremd war, oder weil die Mythen jener Zeit eine solche Ausstattung noch nicht zuließen.

Dem prälogischen Denken der alten Zeit war der Kessel ein Bild der Sonne, mit dessen mystischer Eigenschaft sich erreichen ließ, was vom Urbild gewünscht wurde, Regen oder Sonnenschein. Die späteren Kesselwagen standen auch in ihrem Dienst; sie sind längst als Requisiten eines mit kultischen Umfahrten verknüpften Regenzaubers erkannt: „Diese Umfahrten sind ja in ihrem Kern alte Zauberhandlungen, Fruchtbarkeits-, genauer gesagt Sonnen- bezw. Regenzauber in der Gestalt, die sie in der Zeit der persönlichen Götter angenommen hatten; sie weisen zurück auf gleichgeartete Handlungen primitiverer Zeit, als man den Zauber noch direkt ausübte, indem man noch nicht den Gott, der die Sonne heraufführen oder regnen lassen sollte, auf dem Wagen umherfuhr, sondern die Sonne selbst,[3] oder im Regenzauber den das erbetene Wasser enthaltenden Kessel.[4]“

Auch Furtwängler beschreibt den gleichen Gebrauch und solche Geräte, eines aus Krannon in Thessalien[5] und ein anderes aus Cypern, das ihn zu

[1] Kuhn, Myth. Studien S 154.
[2] Reinecke, Kultsymbole ad. europ. Kreise Korresp.Bl. f. AEU. 37 1906 S. 63.
[3] Von mir gesperrt. — [4] Helm, Altgerman. Religionsgesch. I S. 181; s. auch Gruppe in J. v. Müller, Hdbch. d. Altmswiss. V 2 1906 S. 820 „Regenzauber“.
[5] Meisterwerke d. griech. Plastik 1893; s. hierzu jedoch Hoernes, Urg. d. bild. Kunst S. 457.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

einem Vergleich veranlaßt mit der biblischen Schilderung der Salomonischen Tempelgeräte, aus dem hervorgeht, „daß hier wie dort einerlei Geräte zugrunde liegen müssen. Beide sind Arbeiten einer spätmykenischen Kunstgruppe, aufs engste verknüpft mit Erscheinungen der ersten nachmykenischen Zeit in Griechenland."[1] Die Geräte gehören dem 10. Jahrhundert an. „Nachdem sich nun erweist, daß jene Salomonischen Geräte einer von Nordwesten nach Phönikien gekommenen Kunsttradition entstammen, ist gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß jene Erscheinungen alle untereinander in Beziehung stehen." Diese hier ausnahmsweise von Mittel- und Nordeuropa nach Phönizien—Palästina gehende, gewöhnlich umgekehrt kommensollende Ausstrahlung eines gleichen Kultgebrauches kann aber hier nicht weiter beschäftigen.

Der auf Rädern fahrende Kessel war in dem noch großenteils prälogisch denkenden Alteuropa die Sonne und nun laufen die Fäden weiter rückwärts nach dem hinteren Grund und verknüpfen mit dem Bild von Trundholm, der auf Rädern aufrecht stehenden Sonnenscheibe, welche ein Pferdchen zieht, nach Reinecke 1600—1400 v. Chr. So weit zurück lassen sich also die Bestandteile des indogermanischen Sonnenglaubens archäologisch lückenlos verfolgen.

Zusammenfassung des Bisherigen. Aus der Denkweise der ältesten Zeit ging in die Nachwelt die Vorstellung vom sachlichen Wesen der Sonne über, in der Größe, wie wir sie sehen,[2] als Scheibe, Kugel, Rad und das ist auch uns verständlich, denn diese Zeichen sind Kreisfiguren und als eine solche erscheint ja auch der Himmelskörper. Nicht in gleichem Maße trifft die Selbstverständlichkeit auf die anderen sachlichen Begriffe für uns zu und dies ist natürlich den Mythologen nicht entgangen: „Von den besonderen Zügen sind Wagen und Viergespann als Heliosgefährt sogleich klar, die oder besser der Kessel dagegen minder deutlich. Wir dürfen ihn hier ... als Sinnbild der Sonne fassen, welche der Urzeit neben anderen Bildern einem schwimmenden, goldenen, ehernen Kessel, Becher, Napfe gleich erschien."[3]

Es ist richtig, die prälogische Denkweise, welcher die Sonne ein Rad ist, macht ebensogut einen Kessel oder noch ganz andere Dinge daraus, ohne sich untreu zu werden; und ebenso kann auch eine Spätzeit, die bereits metallene Gefäße besitzt, in diesen Bahnen weiter denken, denn nur sehr allmählich und nicht auf jedem Gebiet zugleich stellt sich eine andere Geistesrichtung ein. Aber bei dem auf irgendwelcher Ähnlichkeit beruhenden Vergleich läßt es die hier ausschließlich in Frage kommende prälogische Denkweise nicht bewenden. „Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß die Primitiven und selbst die Mitglieder von schon ziemlich fortgeschrittenen Gesellschaften, welche mehr oder

[1] Über ein auf Cypern gef. Bronzegerät; Sitzgsber. d. b. Ak. d. Wiss. phil.-hist. Cl. 1899 II S. 411.

[2] Noch für Epikur im 3.—2. Jahrh. v. Chr. war die Sonne nur einen Fuß groß; Boll, Die Sonne im Glauben u. in d. Weltanschauung d. a. Völker 1922 S. 6. „Der Grieche ignoriert die Tatsache, daß ferne Dinge kleiner erscheinen; er ignoriert die Ferne, den Horizont überhaupt" (Spengler I S. 314).

[3] W. Sonne in d. Ztschr. f. vglchd. Sprachwissensch. 10 1861 Charis I Helios-Poseidon S. 161.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

minder die geistige Beschaffenheit der Primitiven behalten haben, Bilder der Wesen, mögen sie gemalt, graviert oder geschnitzt sein, für ebenso wirklich halten, wie diese Wesen selbst.[1]" Das rührt davon her, daß ihr Wahrnehmungsvermögen anders ist als das unsere. Wir sehen in einem Gegenstand nur das Objektive, Wirkliche und nur dieses: die Form, die Größe, die Farbe, den Ausdruck. Jenen sind diese Merkmale weder die einzigen, noch weniger die wichtigsten, sie sind ihnen nur die Träger der den Gegenständen innewohnenden geheimen Kräfte und mystischen Fähigkeiten, die für uns nicht vorhanden, ihnen aber die Hauptsache sind und an denen auch die ihnen lebendig scheinenden Nachahmungen teilhaben.

Die Mythologie, eine im Geistigen und der Vergangenheit wurzelnde Wissenschaft, konnte sich nicht bestimmter fassen, als daß der Vorzeit die Sonne einem schwimmenden, goldenen, ehernen Kessel, Becher, Napf gleich erschien. Die Ethnologie, auf lebendes Beobachtungsmaterial gestützt, vermag sich bestimmter auszudrücken: Kessel, Becher, Napf, Rad usw. sind die Sonne und haben in der Hand des Kundigen dieselben mystischen Kräfte, wie sie dem Urbild beigelegt werden.

Die Feststellung, daß Mythologie und Ethnologie auf ganz verschiedenen Wegen zum gleichen Ergebnis kommen, ist sehr beachtenswert.

Auf die Ethnologie gestützt läßt sich demnach sagen: nicht als Sonnen-Symbole haben die prälogischen Vorstellungen Rad- und Kreuz- und Kesselfiguren geschaffen, sondern sie gelten den Verehrern als Sonne. Wir sind daher berechtigt, aus den bei den frühesten Indogermanen vorhandenen Bildern auf gleiche Vorstellungs- und Denkart zu schließen.

In der Denkart der primitiven Gesellschaft fühlt der Mensch sich eins mit allen übrigen Wesen im All, der einzelne glaubt in mystischer und kollektiver Weise ihnen verbunden zu sein und selbst an ihren physischen Eigenschaften teilhaben zu können. Er ist kosmisch mit dem All verbunden.

Was die Sonne, um bei dieser zu bleiben, zu wirken vermag, das vermeint auch er herbeiführen zu können und vermittelst der Gegenstände, die er für Sonnen hält, bringt er seine mystischen Fähigkeiten zu zauberischer Anwendung, wie dies oben beim Regenzauber — und sicherlich nicht nur bei diesem — an den Kesselwagen sich gezeigt hat.

Für die jüngeren, vorgeschritteneren Zeiten ist das bisher beigebrachte Material unserer Untersuchung noch nicht hinreichend zur Beantwortung der Frage, welcher Art der Hallstattglauben war und wieviel prälogisches Denken

[1] Levy-Brühl S. 31. Sogar einem so hochstehenden Volk, wie es die Chinesen sind, ist die gemalte oder geschnitzte Nachahmung das andere Ich der lebendigen Wirklichkeit, eine Wohnung seiner Seele, oder richtiger diese Wirklichkeit selbst. Die Beispiele dafür entbehren aller Wahrscheinlichkeit, die chinesischen Autoren aber finden sie vollkommen natürlich: „eine junge Witwe hat ein Kind von der Tonstatue ihres Mannes; Porträts werden lebende Wesen; ein Hund aus Holz beginnt zu laufen; Tiere aus Papier, z. B. Pferde, benehmen sich wie lebende Tiere usw."

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

in ihm vertreten ist, oder gar überwiegt. In der materiellen Kultur bildet die Hallstattzeit eine Grenze zwischen den noch steinzeitlich anmutenden alten Bronzezeitkulturen und der schon unter antikem Einfluß stehenden Latèneperiode; man kann Ähnliches auch von den religiösen Vorstellungen vermuten. Aber hier am Unbekannten lassen zunächst Mythologie und Ethnologie im Stich, denn das Denken einer solchen Übergangszeit ist nicht vermittelst einiger von anderswoher geholter Vergleiche zu erschließen.

Vorerst aber ist noch mit einem abschließenden Rückblick von der antiken Mythologie der Spätzeit Abschied zu nehmen, von der wir ausgegangen sind.

Der antike Mensch stand nicht in dem engen mystischen Verband mit der gesamten Natur wie der primitive, er war nach Denkart und Weltauffassung losgelöst aus der kosmischen Wesenseinheit mit dem All, dem im unkritisch-prälogischen Denken der Primitive als kollektiver Teilhaber mystisch angehört. Der Grieche stand dem Kosmos als selbständiges Individuum — punktförmig bezeichnet es Spengler — mit anderem Weltgefühl gegenüber.

Vom 8. Jahrhundert ab war die höchste Stufe der vorgeschichtlichen Mythenbildung, der anthropomorphe Götterhimmel erreicht und Wesen der Verehrung geschaffen, mit denen nicht mystische Teilhaberschaft verband, sondern mit denen man sich durch religiöse Handlungen und Zwischenglieder in Verbindung setzte.

Die andersgearteten Vorstellungen der alten Zeit blieben fort an der Sonne haften, wurden aber umgewertet und untergeordnet. Scheibe, Rad und die ihr nächstverwandten geometrischen Zeichen: der Kreis mit dem Zentralpunkt, die Suastika u. dgl., ebenso Becher, Roß, Schwäne und die daraus gebildeten Fabelwesen wurden nun, nachdem sie ihrer mystischen Kräfte entkleidet waren, zu Symbolen der Sonne und weiter zu Lieblingen der Dichterphilosophen, Mythographen und Künstler bei der poetischen Ausgestaltung und Verschönerung des vorgeschrittenen Mythos. Dadurch wurden sie der Vergessenheit entrissen und mit ihrer Hilfe ist es möglich, sich in die religiöse Vergangenheit der Vorzeit zurückzutasten.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

III

Die Sonne im Totenkult unserer hallstättischen Illyrer.

Die vorausgehenden Ausführungen lassen die historische Tiefe, die mythologische Breite des Sonnenglaubens ersehen und geben einige Beispiele, wie er in kultischen und profanen Dingen bildlichen Ausdruck fand. Selbst über das Leben im Diesseits hinaus fühlten sich die Hallstattleute dem Tagesgestirn verbunden.

Beinahe jeder unversehrte Hügel der H_3-Periode beschert uns in den keramischen Beigaben eine größere Schale mit dem Sonnenbild: ein Kreuz im Kreis, bezw. den viergeteilten Kreis auf dem Innenboden, oft von prunkvoller geometrischer Ornamentik umgeben, wenn auch nie buntfarbig wie in Württemberg oder Baden. Die kleine Schale, welche das Beckersloher Pferdchen trägt, gehört in diese Gruppe, obgleich sie ausnahmsweise — vielleicht ihrer Kleinheit wegen — nicht terrassiert ist.

Auf mehreren Schalen der Beckersloher Nekropole,[1] und nicht nur dieser, besteht die den Kreis umgebende Dekoration aus 3, öfters aus 4 Paaren von gegenständigen Zickzackfiguren, mit und ohne Füßchen am äußeren Ende: in der primitiven Zeichnungstechnik der Töpferei Beinpaare. Weit davon, natürlich zu sein, bringen sie doch das Rotieren des Kreises, der die Sonne darstellt, sehr wirkungsvoll zum Ausdruck, ähnlich wie ihn die laufenden Beine der Triquetren auf römisch-griechischen Münzen auch hervorrufen. Auf einem anderen derartigen Teller[2] sind dem Sonnenbild selbst, dem Kreuz, die Füßchen angeheftet; hier ist die Eigenbewegung der Sonne auf die denkbar einfachste Formel zurückgeführt und das Zeichen wird zur Suastika.

Man sollte glauben, daß diesen Schalen mit dem auffallenden Ornament der kreisenden Sonne eine wichtige Rolle im Hügelinhalt zukommt; soweit indes unsere Beobachtungen reichen, nehmen sie unter den übrigen Gefäßen der Beisetzung keinen bevorzugten Platz im Hügel ein; es wurde eben jede Stelle und jedes Gefäß für gleich wichtig erachtet.

Seltener als an den Schalen findet sich an anderen Töpfen unten am äußeren Boden das Sonnenkreuz und bei anderen ist es innenseitig angebracht (Hirschberg, Labersricht, Heidenhäuser usw.). Bei letzteren gilt der Rand des Topfes, der Mundsaum, als Radkranz und vom Rand über den Boden zum Rand laufen die roh mit dem Finger aufgetragenen Graphitstriche.

---

[1] Festschrift d. Naturh. Gesellsch. Tafel 30, 31; hier Hügel **IIIh**, **IXb** und sonst.
[2] Aus der Nekropole im Weidenschlag 7285^{56}, noch nicht veröffentlicht.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Dekorativ ist diese Bemalung ganz und gar nicht. Man entdeckt sie erst, wenn man den Topf aufmerksam mustert und zu diesem Zweck dreht und wendet. Auch praktische Bedeutung hatte sie nicht, sowenig wie der Graphitanstrich im Innern der Gefäße, bei Ingebrauchnahme wäre alles verschwunden. Nur weil die Gefäße, wie schon oben gesagt wurde, zu Zermonial- und Sepulkralzwecken eigens angefertigt wurden, hatte es einen Sinn so zu verfahren.

Die übrigen ornamenttragenden Gefäße variieren eine nicht große Anzahl einfacher geometrischer Motive, manche schon von recht erheblichem Alter und früheren Ornamentschätzen entnommen. Alle Motive finden sich gesammelt wieder in den Kompositionen der Sonnenteller-Ornamente. Bei den übrigen Gefäßen aber schwirren sie in Einzelteile aufgelöst auf Rücken und Bauch umher, umranken sie in Reihen gesellt oder genügen sich in einfachen Wiederholungen.

An und für sich mögen die Ornamente auf profanen Gegenständen oder an Bronzen vielleicht wirklich nur dem Schmuckbedürfnis entsprechen, wie wir nüchterne Menschen einer anderen Zeit ohne weiteres glauben annehmen zu müssen und in Ermanglung besseren Wissens auch gut tun, denn sonst wäre der Phantasie Tür und Tor geöffnet. In der Gräberkeramik aber haben sie Bedeutung, da steht es uns nicht zu sie einfach nach dem ornamentalen oder zeichnerischen Wert einzuschätzen, den sie für uns haben, sie mit kaltem Blut analytisch aufzulösen und ihnen überlegen oder wohlwollend ein Urteil zu fällen. Sie reden nicht zu uns, denn sie sprechen eine unverständliche, unserem Stilgefühl nicht zu erschließende Sprache. Nur ahnen läßt sich, was sie sind: der Ausdruck einer anderen, der unseren weit entrückten Gedankenwelt, und das ist auch die Ursache ihrer Monotonie, ihrer Einheitlichkeit und ihrer Langlebigkeit.

Mit dem Gefäßkörper zusammen bildet das Ornament ein Ganzes, das immer in Beziehung zur Sonne steht. Manchmal steigert es sich zu einer bilderschriftartigen Formel, die freilich unter der ausführenden Hand der wenig kunstfertigen Töpferin ein schwer entzifferbares Bilderrätsel darstellt. Die rätselhaften Figuren der Urne von Speikern[1] z. B. (siehe Abb. Tafel LVII Fig. 3) sind nichts anderes als die fliegende Sonnenbarke in keramischem Bilderstil, von zwei Schwänen getragen: die Sonne ein schraffiertes Dreieck auf eine Linie, die Barke, gestellt; diese endigt links und rechts in Vogelprotome, bei denen die Köpfe durch Querstriche angedeutet sind; die Barke nach unten mit Klapperblechen behangen. Und merkwürdig: wenn auch unbeholfen kaum kennbar in Ton geritzt ist es doch dieselbe Allegorie, welche der kunstgeübte italische Kesselschmied auf der Situla von Siem (Abb. Tafel LV Fig. 1) in Bronze gepunzt hat und die Anordnung um das Gefäß herum ist die gleiche. Einfachste Sonnenbarken mit Andeutung der zwei Vogelprotome in vielfacher Wiederholung als Fries um den Boden der Sonnenteller s. Beckersloh Hügel III I sind ein vielfach wiederkehrendes Motiv.

[1] Festschrift 1887 S. 72.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Daraus geht hervor, daß die von Schwänen getragene Sonnenbarke nicht nur bei den Italikern im Süden, sondern ebenso im Hallstattgebiet zu Hause war. Daß sie hier zu einem selbständigen Bild umgestaltet werden konnte, ist nur denkbar, wenn die Hand vom gleichen mythologischen Verständnis geführt wurde wie dort.

Aber selbst wenn man die Deutung dieser Gebilde als Sonnenbarken ablehnen wollte, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Sonnenbilder dem Toten ins Grab folgten. Welchen Zweck konnte dies haben?

Wiederum sind es die Mythologen, welche die Antwort schon gegeben haben, anscheinend freilich nur für die Griechen, aber in so hohes Altertum hinaufgerückt, daß nicht das Griechentum, wohl aber der ungetrennte Indogermanenstamm selbst berührt ist.

Die Sprache der Mythologen verdunkelt dies nur etwas; denn obwohl, wie schon des öfteren ausgeführt wurde, die persönlichen Gottheiten und ihre Namen einer späten Zeit angehören, also sekundäre Konstruktionen sind (Ratzel), nennen die Mythologen die unpersönlichen primären Vorstellungen der religiösen Vorstufe mit gleichen Personennamen, so daß beispielsweise die jüngste Schöpfung des Sonnenmythus, also die sekundäre Konstruktion „Helios“ heißt und den gleichen Namen unterschiedslos auch die unpersönliche Primärvorstellung führt.

Das bewirkt für den Nichtfachmann Unklarheit. Es gilt also erst den Begriff freizulegen, indem man ihn für die alte Zeit des Persönlichen entkleidet. Denn vordem war kein Helios um die Sonne zu führen, die als Gegenstand, als Bild geschaute Sonne selber kam und ging; kein Apollon brachte das strahlende Himmelslicht: das Gestirn selbst war die Leuchte und noch war kein Zeus der hehre Gott des hohen Himmels, thronend im lichten Äther: nur allein die Sonne herrschte da oben. Sie, die gegenständliche, unpersönliche, faßte die Wesenheit der drei späten Gottpersonen in sich. Für die Frühzeit war sie der Allgott, mit dem alle übrigen Götter identifiziert wurden;[1] das war die primäre, vorausgegangene Vorstellung und um diese handelt es sich jetzt.

Wenn also W. Sonne in „Charis“ vom hohen Altertum sagt, daß Helios-Zeus die Seelen entrückt ins Sonnenland, nach den Inseln der Seligen, so hat er damit schon eine wenn auch nicht erschöpfende Antwort auf obige Frage gegeben, denn er meint damit nichts anderes als die alte gegenständliche Sonne, welche die Seelen der Toten mit sich nimmt dorthin, wo sie selbst hingeht, gleichwie bei den Indianern die Seelen der Helden mit der sinkenden Abendsonne nach dem Himmel ziehen.

Die zitierte Stelle fährt fort: darum „betrachten wir als Gebieter der chthonischen Welt eben Sonne und Mond, Gestirne, welche im Untergange der Urzeit das sichtige Symbol des Todes werden mußten. So herrschen sie selig im ‚Ober-

[1] Pauly-Wissowa, 15. Hlbbd 1912.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

lande' über Selige, herrschen gestorben aber geisterhaft fortlebend in der Unterwelt über unselige Geister. Später scheiden sich die Vorstellungen, fallen auseinander, treten sich feindlich entgegen, doch ohne die tiefen Spuren des Ursprünglichen zu verwischen. . . . Dieser Unsichtbare, Verschwundene, wer könnte er anders sein als der zur dunkeln Tiefe eingegangene Helios [lies: Sonne]; die Vorstellung wenigstens der Tiefe allein, des Dunkels allein, hätt sich bei dem Mangel aller sinnlichen Anschauung gewiß nicht zu dem Bilde eines gewaltigen Königs über die Toten verkörpert."[1]

Am Grunde der den Mythologen gerade noch erschließbaren Zeit erscheint die Sonne als Beherrscherin der Unterwelt. Freilich sind diese ältesten Vorstellungen aus Griechenmythen gewonnen, aber sie haben einen tiefen, weiten indogermanischen Untergrund, der im Hallstattgebiet noch wirksam gewesen sein muß, denn es hieß ja auch, daß bei den Barbaren die Sonne mehr verehrt war als im gleichzeitigen Griechenland,[2] d. h. doch wohl, daß bei ihnen die urtümliche Auffassung zu einer Zeit noch gang und gäbe war, welche die Griechen schon weitaus überholt hatten.

Im Germanischen werden die Himmelsgottheiten im Winter gleichfalls zu Todesgottheiten, ja „der höchste Himmelsgott darf in seiner Eigenschaft als Wintergott ohne weiteres als Herr des Totenreiches in Anspruch genommen werden". „Das ist wenigstens die ursprüngliche indogermanische Idee."[3]

Nicht mit der Feder, aber mit dem Spaten ist der gleiche Nachweis für das Hallstattvolk schon unzählige Male erbracht worden.

Die keramischen Grabbeigaben mit dem Sonnenzeichen, die weder praktischen und manchmal kaum dekorativen Zweck hatten, können nur aus sepulkralen Motiven niedergelegt worden sein. Hier berühren und ergänzen sich Prähistorie und Mythenforschung; mit der Ethnologie zusammen, die hier nicht Voraussetzung, sondern Schlüssel ist, ermöglichen sie jetzt die erschöpfende Antwort auf die Frage, welchen Zweck die Sonnenbilder im Hallstattgrab hatten. Erstere liefert die Tatsache, die zweite lehrt, daß in älterer Zeit die Sonne herrschte im Totenreich und daß sie die Seelen der Verstorbenen an sich nimmt; die letztere läßt erkennen, wie nach prälogischem Denkvorgang dieses Eingehen ins Totenreich sich vollzieht. Becher, Kessel, Napf, kurz die Bilder der Sonne sind der Vorstellungswelt primitiven Denkens die Sonne selbst, Nachbildungen, welche kraft der mystischen Partizipation „materiell und psychologisch" mit den mystischen Eigenschaften des Urbilds ausgestattet, sie zu ersetzen bestimmt sind.

Die Antwort auf obige Frage lautet demgemäß: die Gefäße, soweit sie Sonnen darstellen, haben im Hallstattgrab den Zweck, die Seelen hinüber zu führen ins Totenreich. Das sonnengestaltete Gefäß ist

[1] Ztschr. f. vglchde Sprachwiss. 10 S 132.
[2] Pauly-Wissowa Reallex. 15. Bd. „Helios".
[3] Von mir gesperrt; Schröder, Totenreich d. Indogerm. S. 20, 30, 40.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

das Schiff, welches die Seele durch die Luft und über das Wasser trägt, denselben Weg, den die Sonne zurücklegt. Es ist dazu nur dann imstande, wenn es die Gestalt der Sonne hat, die der Vorzeit einem Kessel, Becher oder Napf gleich erschien.

Was bei den Griechen im Süden der Mythos aus überlebten Vorstellungen getreulich überliefert hat und der Sprachschatz andeutet, das war in der Zeit und im Gebiet unserer Hallstattkultur noch lebendig in voller Kraft.

Die Grabausstattung gewährt uns mithin nicht nur einen bedeutsamen Einblick in die kultischen Verhältnisse, sondern sie gestattet auch ein Urteil über die Geistesverfassung der Hallstattleute: ihr Denken weist noch deutlich prälogischen und mystischen Charakter auf.

Mit ihrem Glauben an die Zauberwirkung der Sonnenbilder stehen die Hallstattleute nicht allein unter den Indogermanen; auch in Altindien war er anzutreffen, nur äußerte er sich dort etwas anders. Bei der leidenschaftlichen Verehrung der Inder für die Kuh — hinter der sich vielleicht auch eine uralte tiergestaltige Sonnenvorstellung verbirgt — war es deren Aufgabe, den Toten ins Jenseits über das breite Wasser zu bringen, was sich eng mit dem Vorgesagten berührt.

„Dem Leichenwagen folgte eine schwarze Kuh. Diese wurde dann getötet und mit ihrem Fleische der auf dem Holzstoß liegende Leichnam belegt und darauf mit dem Fell das Ganze bedeckt. Bei dem Auflodern der Flammen ertönte ein feierlicher Gesang, worin die Kuh aufgefordert wurde, mit dem Verstorbenen in das Land der Pitris (wo die Seelen der Abgeschiedenen weilen) emporzusteigen." Die Beschwörungsformel lautete: „Am grausen Pfade zu Yama's Tor (Yama = Herrscher über die Toten) ist der grause Strom Vaitaranî; ihn zu überschreiten begehre ich, drum gebe ich die schwarze Kuh Vaitaranî."[1] Diese nicht bittende, sondern mit ungestümem Wollen freie Fahrt fordernde Zauberformel ist typisch für den Glauben an die Wasserfahrt ins Jenseits und könnte ähnlich auch an einem Hallstattgrab gelautet haben.

Wie dem Inder die Kuh war im Hallstattglauben der Becher, die Barke δέπας, kurz gesagt die Urne ein sehr notwendiges, ja unentbehrliches Ausstattungsstück des Toten, denn darin machte er, bezw. seine Seele die Reise sei es durch die Luft oder zu Wasser. Bei allen Indogermanen waren Himmel und Erde durch ein Wasser geschieden, das überquert werden mußte. Das ist, wie aus den über diesen Völkerkreis hinaus fast überall auf der Erde anzutreffenden Sintflutmythen[2] hervorgeht, eine so allgemeine Vorstellung, daß es geradezu befremden müßte, wenn nicht auch die Hallstattleute gleichen Glaubens gewesen wären. Für den germanischen Norden hat M. Ebert den treffenden Nachweis erbracht.

Schon W. Grimm spricht davon, daß die Seelen in das Gebiet der Unterwelt gelangen durch ein Wasser, welches das Reich der Lebenden von den

[1] Schröder, Totenreich S. 6.
[2] Gerland, Der Mythus v. d. Sintflut 1912 S. 120. — Usener, Die Sintflutsagen 1899 S. 1 f.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Toten trennt.[1] Von Ebert erfahren wir nun, daß die Idee von einer „Bootfahrt ins Jenseits" in zwei Perioden den germanischen Norden beeinflußt hat: „die erste umfaßt die Bronzezeit und die erste Periode der älteren Eisenzeit. Zur vollkommenen Materialisation der Idee, zur Bestattung in Booten und Schiffen kommt es dabei nicht. Es bleibt bei Substitutionen: das Wirkliche wird durch ein Bild oder durch eine andeutende Wiedergabe in anderem, nicht geeignetem Material ersetzt." Es ist die gleiche Erscheinung wie im Hallstattgebiet.

„7—8 Jahrhunderte später erscheint die Vorstellung im Grabritus der Nordgermanen von neuem: diesmal kleidet sie sich anfangs in das Gewand antiken Brauches. Um 500 nach Christus hat man bereits die letzten Konsequenzen in der Richtung auf eine vollständige Realisation der Vorstellung gezogen und bestattet die Toten in einem wirklichen Boot."[2]

Selten kommt es vor, daß zwei von verschiedenen Gebieten Ausgang nehmende Arbeiten sich so harmonisch ergänzen, wie die Darlegungen Ebert's und die unsrigen. Die Bronzezeit und erste Eisenzeit des Nordens umfassen die Jahrhunderte etwa von 1800—500 v. Chr. Daraus geht hervor, daß gleichartige Vorstellungen sowohl im germanischen Norden wie in den Hallstattgebieten den Totenkult beseelten. Den mythologischen Rudimenten und dem Sprachgebrauch nach müssen einstmals auch bei den Griechen ähnliche Vorstellungen geherrscht haben; sie dürfen demgemäß wohl als allgemein indogermanisch anzusehen sein.

Noch einen weiteren überraschenden Aufschluß gibt der Gefäßkult. Er ist vorhanden im Hallstattgebiet, seine eigentliche Heimat scheint aber im Norden gewesen zu sein. Das ergibt sich aus folgenden Überlegungen.

Im griechischen Mythos ist der Becher, das Fahrzeug Helios-Apollons von Gold. Aus dem Süden sind aber, selbst den mykenischen, nicht hierher gehörigen Kulturkreis inbegriffen, kaum irgendwelche Goldfunde dieser Art in größerer Zahl bekannt. Hier greifen die Forschungen Kossinna's ein; sie erbringen volle Klarheit über die Heimat des „goldenen" Bechers im Mythos, fixieren die Zeit und machen ersichtlich, daß er nicht der Sage angehört, sondern Wirklichkeit war. In seiner Arbeit über den germanischen Goldreichtum zur Bronzezeit stellt der Gelehrte nicht weniger als 58 Funde von Goldgefäßen der Germanen fest, bei denen „Alles auf die Verehrung des Himmelsgottes in Gestalt der Sonne, sehr selten auch auf die des Mondes hinweist"; ich darf hinzufügen, daß sie sogar in der Form vollständig dem Becher des Helios gleichen, in dem Abb. LIII 3 Herakles die Fahrt macht und das ist sicher kein bloßer Zufall; das Wort δέπας „Becher" weist gleichfalls auf ein Gebilde dieser Art hin. Da doch nur ein kleiner Teil solcher Wertstücke auf die Gegenwart gekommen sein kann, muß die Sonne im Norden wirklich eine goldreiche Gottheit gewesen sein. Kein Wunder, wenn die Mär davon dem Süden zugetragen

[1] Deutsche Mythologie S. 790.

[2] Ebert, Die Bootfahrt ins Jenseits; Präh. Ztschr. XI/XII 1919/20 S. 196.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

wurde und dort weiter sich verdichtete zur Sage von den goldhütenden Greifen, die ja auch in der nordischen Bronzezeit-Ornamentik auftreten, und dem glückseligen goldreichen Land der Hyperboreer.

Die Zeit dieser nordischen Abbilder der Sonne fällt nach Kossinna in die Perioden III bis V der nordischen Bronzezeit, das ist vom 14. bis zum 8. Jahrhundert, genauer eigentlich in Periode IV und V 12. bis 8. Jahrhundert; denn der Periode III gehört nur eine Schale, die von Gönnebek, an, zugleich die einzige, die in einem Grab gefunden wurde. Alle anderen werden als Weihegaben angesprochen oder stammen aus Schatzfunden; aber sie gehören dem Gedankenkreis der Sonnenbarken an, ob sie nun in Gräbern gebraucht wurden oder nicht.

Dieses Ergebnis macht auch die Annahme von der babylonischen Herkunft der Sonnenbarke und des Helios-Apollonmythus hinfällig. Freilich sind die Lederbarken auf dem Euphrat seit uralten Zeiten rund wie Töpfe und Becher; aber nach dem, was die europäische Mythologie und Prähistorie lehren, ist die heimische Entstehung des Mythus nicht von der Hand zu weisen.

Die goldenen Schalen des Nordens sind gleichalterig mit der alten oder frühen Hallstattzeit, den Stufen H_1 und H_2, welche die vier Jahrhunderte vor der uns hauptsächlich beschäftigenden Stufe H_3 währte und, wie eingangs erwähnt, auch bei uns schwach vertreten ist. Getriebene Metallgefäße gleicher Form und mit gleichen Ornamenten sind auch hier nicht unbekannt, aber das germanische Gold ist ersetzt durch Bronze. Zu jener Zeit war vorwiegend Brandbestattung üblich, hier wie im Norden. Die Bronzeschale von Altensittenbach Nr. 7044/1 in der Nürnberger Sammlung war mit den Resten verbrannter menschlicher Gebeine und Asche gefüllt, sie ist also recht eigentlich das, was man als eine Urne bezeichnet: „ein Gefäß, worin die Asche des verbrannten Leichnams aufbewahrt wird".

Gefäße von Bronze sind aber auch recht selten, nur das erwähnte einzige besitzt die hiesige Sammlung. An deren statt sind mehr oder weniger umfangreiche Tonkessel gebräuchlich, in denen bei den Resten des Toten die Schmuckbeigaben und einige Miniaturgefäßchen liegen. Daneben, eng an die große Urne geschmiegt, pflegen einige andere Gefäße gestellt zu sein, im Urnenfriedhof von Altensittenbach z. B. sogenannte Etagen- oder Doppelgefäße, bei denen einer unteren Hälfte eine obere aufgesetzt ist, als wären zwei Töpfe ineinandergestülpt.

Das Ganze ist eng beisammen auf kleinstem Raum, gewissermaßen „reisefertig verpackt" und das ist so ziemlich bei allen Urnenfriedhöfen dieser Zeit anzutreffen. In Kleinigkeiten schaltet und waltet freier Wille; über allen aber liegt eine vom gleichen Glauben gesättigte Atmosphäre, die Idee von der Reise der Seele mit der Sonne.

Wie für das Dépas, den Becher, hat sich ersichtlich der Nachweis erbringen lassen, daß das Griechenwort für Kessel, Lébes — das sowohl den Nachen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

bedeutet, in dem die Sonne reist, als ein kesselartiges Gefäß, worin die Asche des verbrannten Leichnams aufbewahrt wird — in indogermanischer Vorzeit und im prälogischen Denken überhaupt keinen Doppelsinn besitzt, sondern eindeutig ist und ein Totenrequisit für die Reise in den Himmel umschreibt. Die Annahme ist unabweisbar, daß die Bildung dieser Griechenworte in eine Periode gleicher Geistesverfassung zurückreicht und ebenso, daß es auch für das Griechische eine Zeit gab, wo diese Worte auch ohne Erläuterung verständlich waren.

Die Epoche, in welcher sich diese Erscheinung so auffällig kennbar macht, der Ausgang der Bronzezeit, dürfte wohl auch die Zeit der Entstehung des Glaubens sein.[1]

Dem Sonnenglauben kommt die Brandbestattung sehr zu statten. In der älteren Bronzezeit und noch früher war sie selten, in der jüngeren von 1400 an greift sie um sich und gewinnt an Boden, in den althallstättischen Urnenfriedhöfen ist sie allgemein.[2] Ihre Beliebtheit können praktische Gründe mit veranlaßt haben: der zu wenigen Knochenresten und Asche verbrannte Tote war in seiner Sonne, seinem Totenschiff, leicht unterzubringen, er reiste in dieser Form sozusagen bequemer. Dem festen Glauben an die Fahrt tat es keinen Abbruch, in welcher Gestalt der Tote daran teilnahm, denn im Grunde schickte man ja nur die Seele auf den Weg. Darum geht mit der Brandbestattung Hand in Hand der feste Glaube an die Allbeseelung. Wenn schon der Körper des Toten im Feuer blieb und nur seine Seele ins Jenseits gelangte, dann konnten ihm folgerichtig die Beigaben auch nur nützen und begleiten, wenn sie entmaterialisiert waren, d. h. die gleiche wesenlose Eigenschaft von Schatten oder Seelen besaßen.

Man verbrannte also alles zusammen auf dem Scheiterhaufen und wandelte es um zu Schattenleibern. Daher sind immer auch einige der keramischen

[1] Meine diesbezüglichen Ausführungen hätten an Bestimmtheit viel gewonnen, wenn mir nicht durch einen Zufall die ausgezeichnete Arbeit Oskar Fleischers im Mannus 1922 „die vorgeschichtliche griechisch-germanische Kulturgemeinschaft" entgangen wäre. Erst während des Druckes kommt sie mir zu Gesicht. Seine Untersuchungen haben unter anderen den Beweis dafür erbracht, daß die Hyperboreer kein mythisches, sondern ein wirkliches und zwar germanisches Volk waren. Sie haben einen uralten kulturellen Zusammenhang zwischen Germanen und Griechen erwiesen, der in der Sage von der nordischen Herkunft des griechischen Kulturgottes Apollon — der mit Wodan im wesentlichen gleichzusetzen ist — den Niederschlag einer geschichtlichen Tatsache von größter völkergeschichtlichen Bedeutung gefunden hat. Der sagenhafte Verkehr zwischen dem nordischen und südlichen Volk läßt sich nun als ein wirklicher, in ältester Zeit direkter und persönlicher erkennen, der aber später durch andere Völker, namentlich die illyrischen Veneter in den Niederungen des Po, vermittelt wurde. Ehedem wohnten Nordillyrer, wie Kossinna ermittelt hat, neben Germanen im südlichen Westpreußen. Zwischen 1400 und 750 v. Chr. als immer mehr Germanen von Norden her in die Weichselgegend vordrangen, wurden die Illyrer nach Süden geschoben, wo die Völkerbewegung unterhalb der Donau zur Ruhe kam. Somit stellen diese Illyrer die Verbindung zwischen den Ostseevölkern und denen am Adriatischen Meere dar (S. 67 u. 57).

Die rechtzeitige Kenntnis dieser Ergebnisse würde meine Arbeit erleichtert und Einzelteile bestimmter oder anders haben fassen lassen.

[2] Daß es daneben gleichzeitige Bevölkerungsteile gegeben hat, welche der brandlosen Bestattung treu blieben, beweist für unser Gebiet das Grab von Holnstein (7167); Festschrift d. NG. bezw. Abhdlgn 20. Bd. 1913 S. 121.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Beigaben zu Miniaturgefäßchen zusammengeschrumpft. Dieser animistischen Idee galt die gesamte Zeremonie und die längst bekannte Erklärung trifft sicher auch das Richtige.

Es ist nun nicht wenig überraschend, statt dieser durchgeistigten, über das prälogische Denken hinaus vorgeschrittenen Glaubensform der alten Zeit eine rohere, ältere, präanimistische bei den Leuten der jüngeren Hallstattzeit, unseren Illyrern, anzutreffen. Ihr Glaube an die Sonnenreise der Toten war der gleiche, aber er äußerte sich anders. Grobsinnlich ließ man den Toten das gewohnte Leben auch stofflich weiterführen. Man rüstete ihn reichlich mit Speise und Trank aus, wozu mitunter bis zu 30 und mehr Gefäße gebraucht wurden; damit konnte sich zur Not auch ein Speise und Trank bedürfendes Körperwesen eine Zeitlang fristen, bis die Reise beendet war. Und auch diese wurde ganz naturalistisch, als ein wirklicher Vorgang betrachtet. Darum legte man den, bezw. die Toten regelmäßig über die Gefäße, die — wie aus der Beckersloher Hügelbeschreibung hervorgeht und wie ich früher schon als für H_3 charakteristisch geschildert habe[1] — stets am Grund des Hügels gruppiert sein mußten, denn, wie sich jetzt herausstellt, waren sie nach mystischer Vorstellung das Fahrzeug, die Schiffe, die Sonnen, die sich als Leichenkondukt allesamt mit der Bestimmung auf die Fahrt begeben, die Toten und alles was sie besaßen und was ihnen mitgegeben wurde in das Sonnenland hinüberzutragen.

Bei Durchsicht meines Materials finde ich, daß man den Toten geradezu in eine Urne, gewissermaßen in seine Sonnenbarke, hineinbettete. Das läßt sich besonders gut mit der Ausstattung der männlichen Leiche des Hügels 7704 der Igensdorfer Nekropole belegen.[2]

Die Leiche lag ausgestreckt auf dem Rücken in der obersten Brandschicht III. Zu Häupten rechts der Scherbenhaufen mit den üblichen Tonkesseln und Tassen für Getränke. Neben der rechten Hand der immer vorhandene „eiserne Bestand" an Proviant, ein handgerecht greifbar gelegtes Stück von Schaf, bestimmbar am Unterkieferrest **14**[a] und [b]. Zu Füßen das Gefäß **14**[c]. Als Beigabe ist auch die Leiche des getöteten Mädchens **15** zur Linken aufzufassen. Tafel LVIII **1** Lagerplan, **2** Profil; Tafel LIX **1** Situationsbild.

Nachdem die Skelette der Toten mit Schicht III abgehoben waren, kam die Basis des Begräbnisses in der wenig tieferen Brandschicht II zum Vorschein (Abb. Tafel LIX **2**). Darin sichtbar — wiederum rechts — nur noch die Bodenteile der großen Gefäße des Scherbenhaufens. An Stelle der Leichen zu Häupten die Gefäße **19**, **27**. Unter dem Gesäß die Schale **23**, was mir bei der Auffindung ebenso auffallend als rätselhaft erschien, und zu Füßen die beiden ineinandergestülpten Gefäße **26**[a] und [b]. Der Tote lag tatsächlich in der

[1] Abhdlgn. Bd. 21 Heft 1 S. 9.

[2] Man vergleiche zum Folgenden Abhdlgn. Bd. 21 Heft 2 S. 40.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Schale. Das schreiende Mißverhältnis der Schale **23** zur Größe des Toten hatte man auszugleichen gesucht, indem man Haupt und Füße gleichfalls auf Gefäße bettete.

Der hier stattgehabten Bestattungszeremonie liegt nicht animistisch-durchgeistigte, sondern eine prälogisch-realistische Denkweise zugrunde, es ist robuste Wirklichkeit, fast möchte man sagen groteske Naivität. Und doch handelt es sich um ganz dieselbe Vorstellung, wie sie der Fahrt des Helios im Sonnenbecher zugrunde liegt, den auf unserer Abb. Tafel LIII Fig. 3 Herakles zur Fahrt nach der Unterwelt benützt. Der Vasenmaler konnte Gefäß und Figur in ein passendes Größenverhältnis bringen und man glaubte ja, daß auch dem Sonnenbecher eine Anpassungsfähigkeit innewohne. Die Leidtragenden des alten Igensdorfers halfen sich in ihrer Art. Seine Einbarkierung zur Fahrt ins Jenseits hüllte sich nicht in mystisches Dunkel, sondern sie erfolgte erschreckend naturalistisch, mit dem geopferten Mädchen zur einen und der reichen Versorgung mit Speise und Trank zur anderen Seite. Von sonstigen Begräbnissen dieser Zeit wissen wir, daß man zuweilen selbst mit Roß und Wagen in den Hügel einging.

Nicht überall war der Igensdorfer Notbehelf üblich, der mehrere kleine Gefäße unterlegte. In der Nekropole zu Hallstatt selbst legte man zuweilen die ganze Bestattung oder den Leichenbrand und die Beigaben in große Tonwannen und manchmal sind auf einer solchen mehrere Leichen beigesetzt. Die Wanne ist jedenfalls nur eine andere Form des Totenschiffs (Taf. LVIII 3).[1]

Um einen Nachweis wie diesen zu führen genügt es nicht gut auszugraben, sondern der Befund muß derart graphisch festgelegt werden, daß er auch später auftauchenden Fragen stichhalten kann. Die bloße Erinnerung des Ausgrabenden reicht dazu nicht aus, auch wenn sie mit der Zeit nicht verblassen würde.

Die auffallende Übereinstimmung des sprachlichen Inhalts mit dem sachlichen Bild der Griechenworte für Becher (Dépas) — Schale (Phiale) — Kessel (Lébes) erhält durch die letzten Ausführungen über die körperliche Beisetzung in einer flachen Schale ohne Henkel und Fuß (Phiale) auch in dieser Hinsicht bis ins Einzelne volle Bestätigung, die kultischen Gepflogenheiten der Hallstattleute erläutern ebenso die einer vorgeschichtlich-griechischen Vergangenheit, in der Worte und Begriffe sich deckten.

Meine unmittelbaren Beobachtungen erstrecken sich über Landstriche der engeren Heimat; inwieweit sie sich anderswo im Hallstattgebiet bestätigen oder Widersprüchen begegnen, die sich aus Beobachtungen bei Grabungen ergeben können, muß dahingestellt bleiben. Die Kultur dieser Zeit ist im allgemeinen einheitlich, die Resultate dürfen also immerhin den Anspruch erheben, als Anregungen zum Weiterforschen in dieser Richtung zu dienen. Alle Hinweise

[1] Hoernes hat die Tonmulde mit dem Estrich einer Rundhütte verglichen, was an die Bestattung der Toten im Hause erinnern würde, die bis zur älteren Bronzezeit und örtlich beschränkt auch später noch üblich war. Vgl. auch S. 117 des 21. Bds. d. Abhlgn.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

scheinen mir in einem beherrschenden Glauben an die Sonne zu gipfeln; daß der Mond nicht unbeachtet geblieben sein kann, ja, daß seine Verehrung an anderen Orten möglicherweise über der der Sonne stand, ist denkbar und angemessen: aber von einer Mondverehrung konnte ich in den Grabfunden nichts wahrnehmen.

Der Glaube an die Totenreise mit der Sonne äußert sich, wie wir sahen, auf zweierlei Art. Die zur Althallstattzeit, 1200—850 v. Chr. vorwiegend übliche Leichenverbrennung ließ die Körper und Beigaben vom Feuer verzehren. Vielleicht, um nebenbei durch gänzliche Vernichtung die gefürchtete Wiederkehr zu verhindern. Jedenfalls wurden animistischen Vorstellungen gemäß die Seelen der Wesen und Dinge frei und gingen leicht beschwingt hinüber ins andere Reich.

Die überwiegende Leichenbestattung der jüngeren Hallstattzeit 850—550 v. Chr. läßt Körper und Beigaben unversehrt. Das kann nicht in der Absicht geschehen sein, die Körper mit den Seelen zum Verfaulen zu bringen und sie auf diese Art unschädlich zu machen für immer. Die Sonnenbarken und der damit verknüpfte Kult beweisen, daß es nicht auf Vernichtung abgesehen war, das Fortleben nach dem Tode unterlag keinem Zweifel. Es wurde in die andere Welt verwiesen in der uns gröblich scheinenden Annahme, daß der Körper mit allem Um und An dorthin gelange. Die seltenere Brandbestattung dieser Stufe, in der Aufmachung und wahrscheinlich auch im Beweggrund sehr von der älteren unterschieden, macht darin keinen Unterschied.

Und gleichwie beide Auffassungen gegeneinandergestellt die ältere als reifer vorgeschrittener, die jüngere dagegen als prälogisch-roher, unbegreiflicher uns erscheinen läßt, drücken auch die Ornamente einen ähnlichen Gegensatz aus: der uns ansprechender dünkenden, zierlichen, reichen, dekorativen Formensprache der althallstattzeitlichen Keramik steht zur jüngeren eine vorwiegend plumpe, vierschrötige Formenwelt gegenüber.

Neben der Formenarmut fällt ihre Starrheit auf. Jahrhunderte blieb sie unverändert, und das konnte nur geschehen, weil sie, wie schon im ersten Teil gesagt ist, unter dem Zwang religiöser Vorstellungen im Dienste der Sonne stand, die sie zu hieratisch-starren Formeln stempelten. Mit dogmatischer Strenge mußten sie beibehalten werden, denn sie hatten immer nur das Gleiche zu sagen und zu bedeuten: den Gegenstand aufzuhöhen zu einem Sonnenbild voll mystischer Eigenschaften. Auch die sonstigen profanen, kleinen Kunstregungen standen im Bann religiösen Zwanges, der freiere Entfaltung hinderte. Daher sind im weiten Gebiet der Hallstattkultur die Leistungen im allgemeinen gleichartig, wenn auch lokal bald ärmlicher (Gegend um Igensdorf), bald reicher (Gegend um die Zant bei Sulzbach i/O.) und beharren auf der einmal erreichten Stufe, solange der Glaube in Übung blieb, bis ins 6. Jahrhundert, d. i. bis fast ans Ende der Hallstattzeit. Noch in dieser und besonders dann in der Latènezeit tritt ein Glaubenswechsel ein, das ergibt sich zweifelsfrei

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

aus den Formen des Totenkultes, und von da an verliert die Ornamentik den Charakter einer teilweise hieratischen Bilderschrift, sie wird zum profanen Ornament mit dekorativer Bestimmung. Auf die alten Motive verzichtete man nicht ganz, sie fanden, wie Teile der hallstättischen Bevölkerung wahrscheinlich auch, Aufnahme in die Latènekultur.

Die Untersuchung hat ergeben, daß das Leben zur Hallstattzeit einen hohen Sättigungsgrad religiöser Empfindungen einer uns ganz unverständlichen Vorstellungsart, eben des prälogischen Denkens, aufwies. Darum, weil so viele Erzeugnisse ihrer kleinen Kunst und ihre Dekorationen im Glauben wurzeln, könnte eine einseitig kunsthistorische oder kunstästhetische Betrachtung ihrer Bedeutung nicht gerecht werden und müßte zu falschen Schlüssen kommen.

Das wird ersichtlich an dem Pferdchen aus der Beckersloh, dessen hier nochmal zu gedenken ist. Die Sonnenscheibe trägt es, wie der indische Etaça, aber es ist nicht wie dieser ein Roß, sondern ein Doppelwesen, zusammengesetzt aus Schwan und Roß. Weder die Phantasie des Darstellers, weder bildnerischer Drang, noch zwangsläufige Entwicklung irgend eines im Fluß befindlichen Kunstwollens schufen das die Sonne führende Fabelwesen; es war der Glaube, der in dem Bild die Formel von der zugleich das Himmelsgewölbe und die Fluten des mitternächtlichen Ozeans überwindenden Sonne erfand.

Das Köpfchen unseres Pferdchens ist geschickt modelliert, wogegen der Körper in der nebensächlichen Behandlung des Pferdeanteils zu zeigen scheint, daß dem Verfertiger an dem Hinweis auf ein Roß vielleicht weniger gelegen war; unsere Hallstattleute zogen den Schwan vor, der sich in ihre Mythologie eingenistet hatte, ohne das Pferd zu verdrängen. Die Zwienatur der himmlischen und der chthonischen Fahrt aber bringt das Doppelwesen gut zum Ausdruck. Als Bildwerk betrachtet hätte Hoernes vielleicht nicht so ganz unrecht, wenn er von einem seltsamen Zwitter und Ungeschicklichkeit des Bildners sprechen würde: aber nicht irgend einem oder unserem Kunstempfinden, der Bildersprache eines Glaubenssymboles ist hier Rechnung getragen und die Absicht scheint mir trefflich wohlgelungen.

Das Rautenornament auf der Brust des Pferdchens ist häufig auf den Sonnentöpfen und findet sich im gleichen Hügel VIII der Beckersloh auch auf dem Rücken eines solchen Topfes.[1] Dies beweist einesteils wiederum, daß die Urne und das Pferdchen aus der gleichen Werkstatt hervorgegangen, also in unserem Jura zu Hause sind, und andernteils: wenn an dem Gesamtbild vom Innenornament der Schale bis zur Fabelgestalt des sog. Pferdchens alle Teile mythologische und mystische Beziehungen haben, dann fällt das Rautenornament auch nicht aus der Rolle und ist auf einmal nur eine profane Dekoration; es gliedert sich vielmehr dem Kultbestand ein, dem es dann auch dort dient, wo

[1] Festschrift der Naturh. Gesellsch. 1901 Tafel 30 VIII 6; hier Tafel XLIX 1.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at
es in der Grabausstattung sonst vorkommt. Und so verhalten sich die anderen Ornamente ebenfalls.

Es könnte scheinen, als stünde das Pferdchen in einem gewissen Gegensatz zu den Grabgefäßen insoferne, als das Roß das Tagesgestirn vorstellt, während die Sonnenbecher der Nachtfahrt gelten, der nächtlichen Sonne als Beherrscherin der Unterwelt. Es ist aber kein Bild der Tagessonne, kein Etaça, sondern das eines unwirklichen Doppelwesens, einer Gedankenkonstruktion, welche die Mystik prälogischer Partizipationen geschaffen hat: der Roßanteil bezieht sich auf die Tagessonne, der Schwanenanteil auf die nächtliche Meerfahrt und beide zusammengelegt kennzeichnen eben die volle Sonne, den ganzen vierundzwanzigstündigen Umlauf. Aber selbst wenn diese Auslegung als zu sehr von rezenter Logik beeinflußt abzulehnen wäre, mußten die Vorstellungen sowohl von dem oberirdischen, wie vom chthonischen, dem unterirdischen Vorgang notgedrungen der einen ungeteilten Sonne gelten; eine Scheidung konnte nicht erfolgen, da für die hallstättische Halbkultur persönliche Götter nicht vorhanden waren, welche die Vorgänge gesondert hätten bewirken können.

Das Pferdchen ist demnach in der Mystik seines Ideengehaltes eins mit den Sonnenbechern und sonstigen Schalen und Töpfen, mit denen sich die große Mehrheit aller Toten begnügen mußte; aber es offenbart ein gesteigertes Wollen, den Superlativ des Verlangens nach dem Land der ewigen Sonne. Der Insasse, wahrscheinlicher die Insassin des Hügels wird bei Lebzeiten wohl eine hervorragende Persönlichkeit gewesen sein, das drückt sich schon in der reichen Ausstattung des Begräbnisses aus. Nicht glaublich scheint, daß es einem pietätvollen Einfall, einer Laune zulieb angefertigt und der Totenaussteuer beigefügt wurde. Das Beckersloher, sowie das aus der Gegend von Pegnitz oben erwähnte Pferdchen legen den Gedanken nahe, daß auch größere derartige Bilder, sei es aus Ton oder Bronze existierten, von denen eine Nachahmung hier vorliegt.

Zusammenfassung

Auf die Geistesbetätigung aller Indogermanen hat die Sonne zu allen Zeiten befruchtend gewirkt und ihre Spuren im Totenkult hinterlassen, während diejenigen des Mondes weniger deutlich hervortreten. Der als ältester erkennbare Typus von Vorstellungen unterscheidet sich kaum von der allweltlichen primitiven Auffassung; wie bei dieser ist die Sonne ein sachliches Wesen, dessen mystische Eigenschaften auch den Gegenständen innewohnen, die als ihre Nachbildungen betrachtet sind. Der Besitz des Bildes verleiht vermöge der mystischen kollektiven Partizipation magische Gewalt über das Urbild, ein Fundamentalsatz prälogischen Denkens, der schon in den Tierdarstellungen der Paläolithiker zum Ausdruck kam.

Als in diesen Vorstellungskreis gehörig wurden die goldene Scheibe von Trundholm und Kessel wie der von Peccatel bei den Germanen aufgeführt,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

während sich bei anderen Indogermanenstämmen die gleiche Vorstellung nur aus mythologischen Überlieferungen herausschälen ließ.

Eine spätere, in gleichen Bahnen verharrende Periode religiösen Denkens, ebenfalls dem germanischen Norden angehörig, fügt das Bild der goldenen Schalen hinzu und wird kultisch erkennbar in der Bestattungsform: die untergehende, ihre Herrschaft in der Unterwelt täglich aufs neue sichtbar antretende Sonne steigt herab ins Grab. Diese Bestattungsform drückt sich aus im Totenglauben der Urnenfelderleute und verbreitet sich mit ihnen. Die goldene Sonne des Nordens, Schale und Becher, wird nachgebildet in Ton und Bronze, sie sind die Vehikel der mit der untergehenden Sonne zur Unterwelt ziehenden Seelen der Toten.

Mit diesem sich auch uns im Kult noch sichtbar äußernden Glauben tauchen die illyrischen Hallstattleute auf in unserem Land. Bei ihnen ist er dahin vergröbert, daß nicht nur die Seelen, sondern auch die Körper der Toten mit allem, was sie besitzen, und mitbekommen, leibhaftig an der Reise mit der Sonne teilhaben, ein letzter Ausläufer der prälogisch denkenden, in kollektivistischer Mystik befangenen Vorzeit, als veralteter, letzter Ausläufer dadurch kennbar, daß eine entwickeltere, religiöse Vorstellungskraft, welche die Sonne als ein belebtes Wesen erkannt hat, daneben Platz greifen konnte. Tiergestaltet, als Roß, hat es Eingang gefunden in dem Glauben. Südliche Zutaten erweitern den Vorstellungskreis durch die Schwäne, welche die Sonnenbecher sowohl durch die Luft, wie über das Wasser des irdischen Grenzstroms zu bringen vermögen, und es entstehen Fabelwesen, halb Pferd halb Schwan, die nicht mehr mit mystischen Kräften an der Sonne partizipieren, sondern in der Form von Symbolen an die Verehrung der Sonne mahnen.

Der Totenkult der illyrischen Hallstattleute läßt demnach auf eine Geistesverfassung schließen, die an der Wegscheide zweier Weltanschauungen der Prähistorie stand: eine uraltertümliche, bodenständig mitteleuropäische, die aus der Vergangenheit primitiver, noch halb paläoethnologischer Vorstellungen nachwirkte und einer jüngeren, vorantiken, die von Süden her Eingang gefunden haben kann. Auch ihre kulturelle Hinterlassenschaft steht damit im Einklang, die gleichfalls eine vermittelnde Stellung zwischen Altem und Neuem einnimmt. Daß sich ausschließlich im Sonnenkult die Glaubensstärke des Hallstattvolkes erschöpft habe, kann als ausgeschlossen gelten, ihr materieller Besitz läßt eben nur diese eine Seite ihres Wesens hervortreten. In Mythen, Sagen, Volkskunde ist sicherlich heute noch viel und anderes Hallstattgut verborgen, kann aber völkisch nicht ausgeschieden und vom Prähistoriker nicht belegt werden.

Im Ablauf der Hallstattkultur sind die jüngeren Jahrhunderte reicher als die älteren an symbolischen, auf die Sonne Bezug habenden Darstellungen auf profanen Dingen, am Schmuck, den Fibeln z. B., oder am Pferdegeschirr; manches ist im Hallstattgebiet gefertigt, vieles durch den Handel aus Oberitalien gekommen. In letzterem herrschte zu jener Zeit die Sonne nicht im Grab, aber in der Mode, in der Poesie und in Mythen von hoch organisierten

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at
Formen, wie sie das Hallstattgebiet nie erreicht hat; hier war das letzte Stadium der Sonnenverehrung erklommen, nunmehr in Gestalt persönlicher Gottheiten, die mit Attributen und Sagen umgeben sind, welche nur noch schwach einen Zusammenhang mit mitteleuropäischen oder nordischen Völkern erkennen lassen.

Die Grabessitte und in Verbindung damit die zur Kultausübung benötigten Gegenstände, also vornehmlich die Keramik unserer Hallstatt-C-Stufe kamen auch während der Stufe D zur Anwendung; gegen Mitte des 6. Jahrhunderts verschwinden sie spurlos. Vorher waren von Westen her aus dem nördlichen Frankreich andere, keltische Leute gekommen, gering an Zahl in unserem Gebiet, aber Vermittler anderer Gefäße- und Schmuckformen, von denen namentlich letztere bei unseren alteingesessenen Illyrern gern aufgenommen wurden.

In religiös kultischer Hinsicht verhalten sich beide Völker durchaus verschieden, das habe ich an anderer Stelle schon ausführlich begründet und auseinandergesetzt. Den großen, schönen, häufig sehr massiv gebauten Hügeln der Neuankömmlinge ist die als Vorbereitungen zur Reise des Toten mit der Sonne bestimmte Aufbewahrung und Ausstattung vollkommen fremd, obwohl Brandschicht, metallene und keramische Beigaben — freilich nicht mehr als eine Handvoll Scherben — ebenfalls eine Rolle spielten; da die Gräbersitte immer nur aus dem tiefsten Grunde des echten Volksglaubens erwächst (Furtwängler), so muß dieser anderen Sitte auch ein anderer Glaube und ebenso ein anderes Volkstum entsprechen.

Die Stufe D hat unseren Illyrern Neues gebracht, soweit sie nicht kultisch behindert waren, also vorwiegend in profanen Dingen; von der Religion abgesehen scheidet sie aber kein jäher Bruch von der vorausgegangenen Stufe C, sie tritt als deren Tochter und Erbin auf. Viele der alten Ornamentformen und Motive setzten sich bei den keltischen Neusiedlern fort, wenngleich ohne die ihnen von früher innewohnende symbolische Nebenbedeutung. Im Latènestil erscheinen zwar auch die Schwäne noch, aber sichtlich nur in dekorativer Verwendung[1] inmitten einer ganz anderen Formenwelt.

Was sich dem Totenkult der Hallstattleute entnehmen läßt, spricht dafür, daß das Sehnen nach der Sonne ihrem Sterben den Stempel aufgedrückt hat. Vielleicht trug dazu bei, daß ihre Lebens- und Wirtschaftsweise klimatisch ungünstig beeinflußt, sonnenarm war. Aber auch ohnedem mußten die Gedanken dieser Zeit den Weg zur Sonne finden, es war ja ein alter, von den Vorfahren schon beschrittener Pfad. Glaubensstark gehen die Menschen am Ende ihrer Tage in den düsterdunkeln Hügel, der wie für die Ewigkeit festgefügt aus Steinen ist und in dem sie doch nur kurze Zeit zu weilen gedenken, denn sie hoffen auf die Sonne, die da kommen und sie mitführen und heimholen wird zu sich in die Unterwelt.

[1] z. B. auf dem schönen Latène-A-Ring vom Totenfeld von Catalauni in den Altertümern u. heidn. Vorzeit Bd. II Heft XII Taf. 4 Fig. 1, auf den mich M. Neuß freundlich aufmerksam macht.

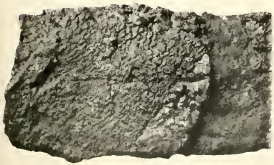
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Und die alten, unbekannten Schläfer aus grauer Vorzeit liegen nun seit bald 3000 Jahren, warten und schlafen, schlafen und warten in den stillen Nekropolen auf den Jurahöhen. Wald und Wald und wieder Wald ist gewachsen über ihnen; immerzu rauscht in den Wipfeln der Wind, die Sonne kommt und geht und grüßt ihre alten Freunde Tag um Tag, die frommen Gläubigen, deren Leiber des Einzugs harren in die andere Welt, wohin die Seelen mit dem verglühenden Abendrot ihres letzten Tages vorausgegangen sind. Es war gewiß ein trostreicher Glaube, der die letzte Zuflucht zur Sonne nahm und fand; weihevoller noch als bisher schon erscheinen die stimmungsvollen, einfachen Bodendenkmäler im Feld- und Waldfrieden, seit wir die Gedanken der darin Ruhenden kennen.

Nicht solchen elegischen Gefühlen zulieb, sondern aus anderen schwerwiegenden, sachlichen Gründen wurde das mutwillige Öffnen der verschwiegenen Ruhestätten unter strenges Verbot gestellt; das ist aber auch darum zu begrüßen, weil unberührte Hügelgräber den Reiz und die Stimmungswerte der Landschaft erhöhen, für deren Erhaltung eine feinfühligere Nachwelt Dank wissen wird und der heute auch die ernste Forschung Rechnung trägt.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

1. Tracht eines Kriegers der Hallstattzeit.
Modellfigur des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.

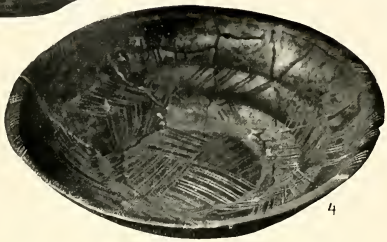


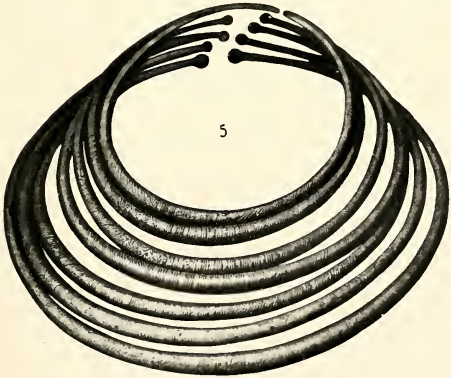
2. Stoffüberzug auf einer Schwertscheide.
Gersricht 7373 [2]

3. Frauendarstellungen auf einem Urnchen.
Beckerhölzl 7368 [4 5]

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at





Beckersloh 7503 Hügel VIII

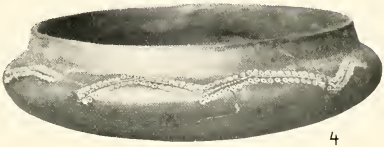
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

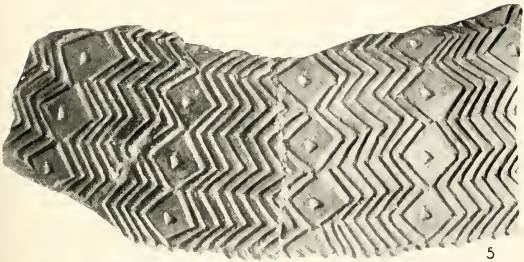
Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

1

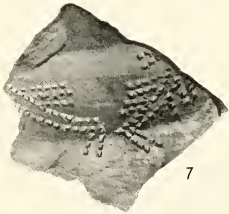
2

3


4


5

6


7

Beckersloh 7503

1—4 Hügel VIII 5 Hügel X 6 Hügel XIII 7 Hügel III

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

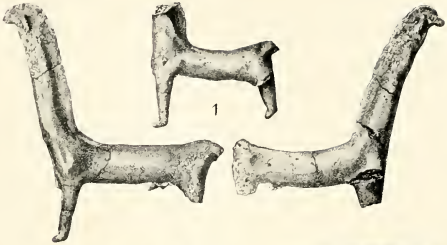
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

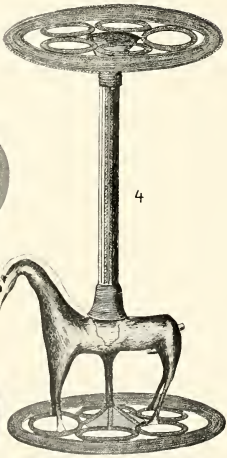
„Das Pferdchen"

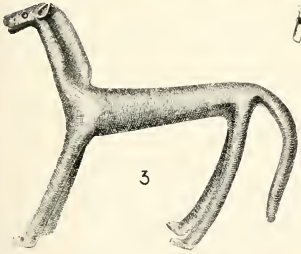
Beckersloh 7503 Hügel VIII

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at



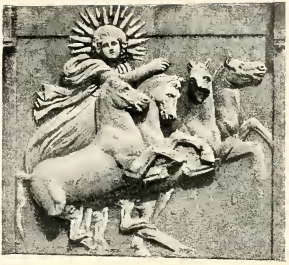




1 Pferde von Zainingen. 2 Dipylonpferde, attischer Napf der ehemaligen Sammlung Arndt.
3 Bronzepferd von Obrzan, Böhmen. 4 Bronzepferd von Calaceite.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at



1

1
Helios mit den vier Rossen
Altar von Pergamon
330–220 v. Chr.

2

2
Herakles
im goldenen Becher
des Helios
in die Unterwelt
fahrend;
500 bis nach 460 v. Chr.

3

3 Helios und Selene mit Roß und Wagen im phantastischen Nachen; Vasenbild.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

http://www.biodiversitylibrary.org/; www.naturkundezentrum.at

1
Lederboot
– Gofa –
auf dem Tigris
bei Bagdad
1912

2
Babylonischer
Siegelzylinder / Der
Sonnengott
Marduch (?)
auf der Meeresfahrt.

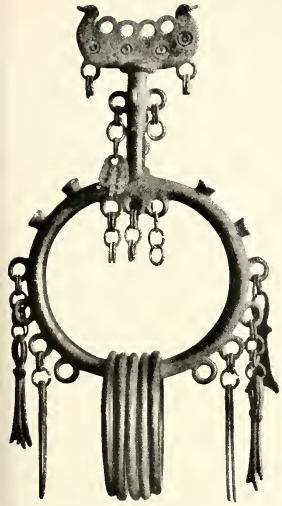
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

1 Bronzesitula von Siem. 2 Bronzesitula aus Ungarn. 3 „Doppelvogel" aus dem Szamosfluß, Ungarn. 4 Bronzegefäß, Ungarn. 5 Kesselwagen von Schwänen geführt, Dänemark. 6 Bronzekrüglein aus Bosnien.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

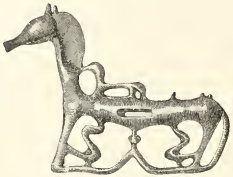


1. Schmuck der „Priesterin".

Beckerhölzl b. Gaisheim 7420.

2. Geschirring mit Resten von Lederzöpfen.

Sandleite b. Gaisheim 7366.

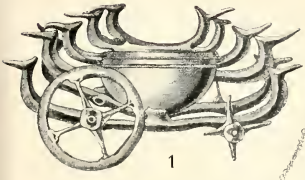


3. Bronzene Pferdefiguren mit Vögelchen.
Siebenbürgen.

4. Der Singschwan, Cygnus musicus L.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

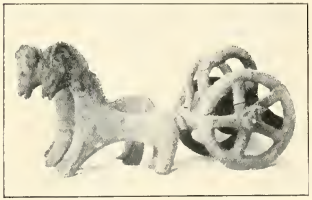
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

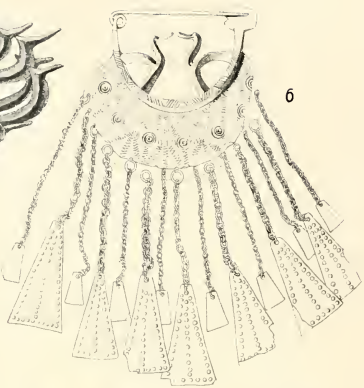

1

2

3

4


5

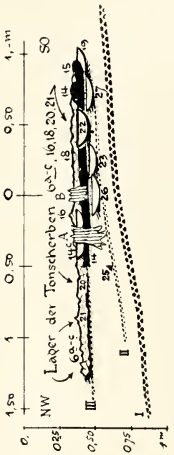

6

1 Kesselwagen, von 12 Vögeln geleitet; Siebenbürgen
2 Holztasse mit beweglichem Fußring, Drechslerarbeit der Hallstattzeit; Oberbayern
3 Ornament der Urne von Speikern 7511
4 Urne mit Aufsteckfigürchen; Gemeinlebarn
5 Biga mit Pferdchen von Pitigliano
6 Fibel mit Schwänen und Klapperblechen.

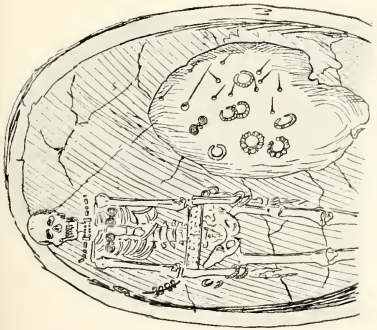
© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

1. **Lageplan der Bestattung 7704 in Igensdorf.**
14 die Hauptleiche, 15 das geopferte Mädchen.



2. Profil
derselben Bestattung.

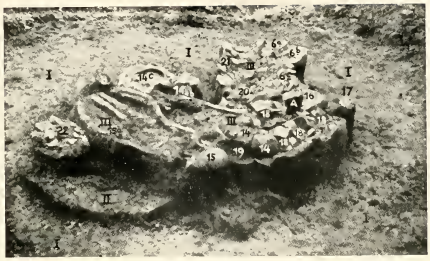


3. **Bestattung in einer Tonwanne.**

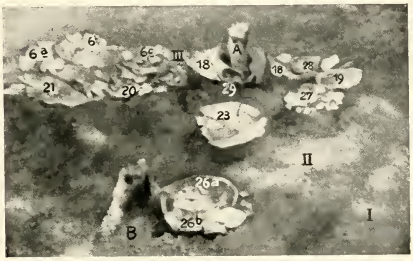
Gräberfeld von
Hallstatt
nach Hoernes.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

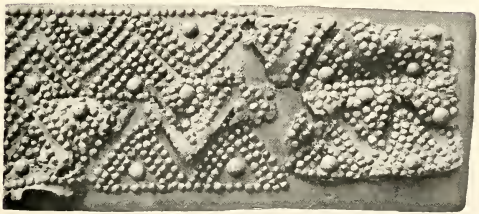
© Naturhistorisches Museum Wien, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at



1. Situation der Bestattung 7704 in Igensdorf mit den Skelettresten



2. Dasselbe nach Abnahme der Skelettreste.
19, 27, 23, 26 die Gefäße in denen die Toten lagen.



3. Ledergurt mit Bronzeknöpfen und Wolfszahnornament; Sandleite, Fürstengrab 7366.